

2. Methodologie: Die Intersektionale Mehrebenenanalyse

Das Anliegen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse besteht darin, empirisch zu erforschen, wie sich Menschen in Verhältnissen sozialer Ungleichheit positionieren. Positionierung umfasst dabei ein weites Verständnis von sozialen Praxen des Sprechens und Handelns. Methodologisch kommt in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse eine Kombination aus deduktiven und induktiven empirischen Techniken zum Einsatz. Die Forschenden verknüpfen an verschiedenen Punkten im Forschungsprozess das, was sie im Feld als relevante Identitätskonstruktionen, Bezüge zu symbolischen Repräsentationen und Verweise auf soziale Strukturen vorfinden, mit Ansätzen aus gesellschaftskritischen Theoriebeständen wie der Rassismusforschung, der Geschlechterforschung, den Disability Studies und der sozialen Ungleichheitsforschung. Die Analyse arbeite sich – ähnlich wie bei den verschachtelten russischen Matrjoschkas – »durch einen theoretischen Rahmen ins Empirische hinein und dann wieder hinaus« (Degele 2013: 19).

In diesem Kapitel stellen wir die methodische Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse vor, beginnend mit einigen einführenden Bemerkungen zum Forschungsprozess und der zugrunde liegenden Forschungshaltung. Anschließend beleuchten wir die einzelnen Etappen des Forschungsprozesses Schritt für Schritt. Dabei beschränken wir uns nicht auf die Erläuterung der acht Schritte, die Winker und Degele (2009) für die Intersektionale Mehrebenenanalyse vorgeschlagen haben, sondern geben Hinweise und Tipps zum gesam-

ten Forschungsprozess von der Entwicklung der Forschungsfragen bis zur Formulierung der Ergebnisse. Dies soll Forschende mit wenig Erfahrung dabei unterstützen, einen Einstieg in die Umsetzung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu finden. In den beiden folgenden Abschnitten geben wir zunächst einen ersten Überblick über den Forschungsprozess (2.1) und betrachten die Zeitplanung für ein empirisches Projekt (2.2). Im Anschluss beschäftigen wir uns mit dem Untersuchungszugang (2.3), der Datenerhebung (2.4) und schließlich mit den Auswertungsschritten (2.5 bis 2.9). Erfahrene Forscher*innen werden in den Abschnitten 2.2 bis 2.4 viel Bekanntes finden. Lehrenden können diese Abschnitte eine Orientierung geben, wie der Ansatz in Lehrforschungsprojekten vermittelt und angewendet werden kann.

2.1 Der Forschungsprozess im Überblick

Die Intersektionale Mehrebenenanalyse wird häufig als Ansatz mit der »Acht-Schritte-Methode« bezeichnet, wobei die dargelegte Reihenfolge keine starre Vorgabe ist, sondern Wiederholungen und ergänzende Recherchen möglich sind (Winker/Degele 2009: 79f.). Charakteristisch für den Ansatz ist eine vom Subjekt ausgehende Vorgehensweise, in der eine deskriptive und eine interpretative Herangehensweise miteinander verbunden werden. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse kann prinzipiell mit verschiedenen methodischen Ansätzen kombiniert werden, solange darauf geachtet wird, dass diese mit der grundlegenden Forschungshaltung des Intersektionalen Mehrebenenansatzes kompatibel sind.

Bei aller Offenheit in der Abfolge einzelner oder mehrerer Schritte gibt es eine zentrale Prämisse, die das konsequent subjektorientierte Vorgehen betrifft. Es handelt sich um die Trennung in einen induktiven und einen deduktiven Analyseblock. Im ersten Block findet die Auswertung von Einzelfällen statt. Die Analysehaltung ist hierbei vorwiegend induktiv. Denn anders als in einigen anderen theoriebildenden qualitativen Ansätzen wird in der Intersektionalen Mehrebe-

nenanalyse jeder Einzelfall grundsätzlich zunächst in seiner eigenen Logik und Struktur erfasst. Dieser Zugang zum Material dient dazu, die Selbstpositionierungen individueller Subjekte auf eine Weise herauszuarbeiten und zu Subjektkonstruktionen zusammenzufassen, in der die Befragten sich selbst wiederfinden (zum Begriff Subjektkonstruktionen vgl. Abschnitt 1.4). Hierbei kommen mit der Unterscheidung von Identitäten, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen zwar theoretisch begründete Analysekatgeorien zum Einsatz. Dennoch ist die Forschungshaltung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse im ersten Analyseblock sehr zurückhaltend. Interpretationshypothesen werden für die spätere vertiefende Analyse sozialer Positionierungen in sogenannten Memos festgehalten (vgl. Abschnitt 2.5), aber fließen noch nicht in die Beschreibung der Subjektkonstruktionen ein. Diese methodologische Prämisse schließt eine Kombination mit Verfahren aus, die theoretische Kategorien direkt an das Material anlegen.¹

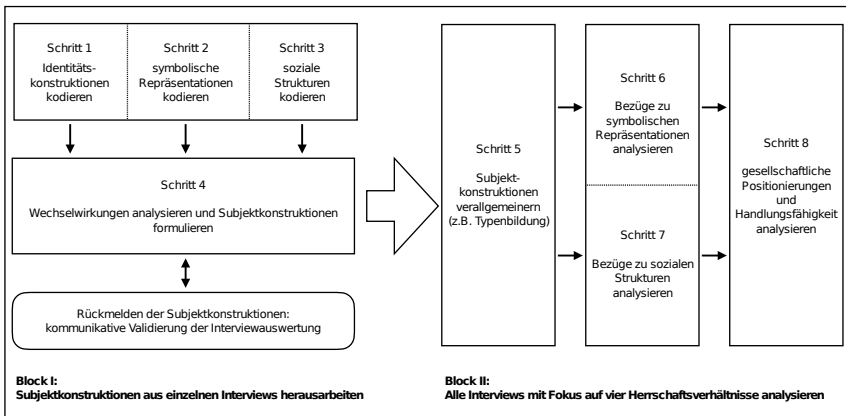
Nach einer optionalen Verdichtung der Fälle zu Clustern oder Typen erfolgt im zweiten Block die Gesamtschau aller untersuchten Fälle unter Hinzuziehung deduktiver Analysekatgeorien. Erst hier werden die Selbstpositionierungen auf ihren kontextspezifischen Sinn hin analysiert und die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Zusammenhänge erforscht. In diesem Block kommen die deduktiven² Kate-

1 Einige Arbeiten verbinden die Intersektionale Mehrebenenanalyse mit der Grounded Theory nach Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1979) und nutzen beispielsweise das axiale Kodierparadigma zur Analyse der Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen (Carstensen et al. 2014: 38–41). Bei der Analyse der Einzelfälle wird hierbei bereits stärker theoriegenerierend gearbeitet. Das Vorgehen bringt an vielen Stellen wie dem Sampling, der Typenbildung und fallübergreifenden Analyse einen etwas anderen Einsatz von Methoden mit sich, auf den wir in der folgenden Darstellung jedoch nicht immer extra verweisen. Für die Hinweise zur Verbindung der Grounded Theory mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz danken wir Anna Köster-Eiserfunke.

2 Induktion und Deduktion sind Bezeichnungen für unterschiedliche Arten, theoretisches Vorwissen und empirische Beobachtungen aufeinander zu beziehen. Deduktiv sind theoriegeleitete Verfahren, in denen Beobachtungen dazu dienen,

gorien der intersektionalen Ungleichheitsforschung zum Tragen und es können Forschungsfragen beantwortet werden, die sich erstens auf unterschiedliche soziale Positionen im Forschungsfeld richten, zweitens ergründen, wie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse im Feld wirksam werden, und drittens zur Herausarbeitung von Handlungsmöglichkeiten beitragen, mit denen Menschen sich gegen Herrschaftsverhältnisse zur Wehr setzen können. In den eigenen theoretischen und methodischen Grundlagen sollte ein solcher fundierter Blick auf subjektives Handeln eine wichtige Rolle spielen.

Abbildung 1: Die Auswertungsschritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse



Theorien zu überprüfen oder anzupassen. Induktiv sind Verfahren, in denen Theorien oder Hypothesen von der Beobachtung ausgehend gebildet werden. Induktion und Deduktion sind unterschiedliche epistemologische Umgangsweisen mit empirischen Beobachtungen, die sich im Verlauf eines Forschungsprozesses abwechseln und ergänzen können. Die Annahme, dass beim induktiven Vorgehen völlig unwissend an den Gegenstand herangetreten wird, ist somit ein »induktivistisches Selbstmissverständnis« (Kelle/Kluge 2010: 18–21). Die Intersektionale Mehrebenenanalyse kombiniert eine vorwiegend induktive Beschreibung der Selbstpositionierungen mit einer vorwiegend deduktiven Analyse ihrer sozialen Bedeutung.

Abbildung 1 zeigt die Auswertungsschritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse im Überblick. Der Forschungsprozess beginnt allerdings schon davor, weshalb wir die Etappen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse wie folgt zusammenfassen: Die Beschäftigung mit dem eigenen Erkenntnisinteresse, die Formulierung von Forschungsfragen und Überlegungen zum Feldzugang (Abschnitt 2.3) stehen am Anfang jedes Forschungsprozesses. Hier gilt es zu entscheiden, ob die Intersektionale Mehrebenenanalyse der geeignete Weg ist, um die Forschungsfragen zu beantworten. Oder anders formuliert: Welche Forschungsfragen sind geeignet, um mit diesem Ansatz beantwortet zu werden – und welche nicht? Geklärt werden muss außerdem, ob ein Feldzugang möglich ist, der zum Erkenntnisinteresse und zum Ansatz passt. Bei der Datengenerierung (Abschnitt 2.4) geht es darum, Einblicke in die sozialen Praxen von Menschen zu erlangen. Dazu werden in der Regel Interviews geführt. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse stellt spezifische Anforderungen an die Gestaltung des Leitfadens für die Interviews. Aber auch weitere Datenformen und Artefakte kommen in Frage, um soziale Praxen zu erheben und Selbstpositionierungen zu ermitteln. Geklärt werden muss auch, wie viele Daten für das jeweilige Forschungsvorhaben generiert werden können und wie beim Sampling vorgegangen wird.

Die Datenauswertung beginnt mit dem Herausarbeiten der Selbstpositionierungen in Form von Subjektkonstruktionen (Abschnitt 2.5). Diese Etappe entspricht den Schritten eins bis vier der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Untersucht wird, wie sich die Selbstpositionierungen von Subjekten auf drei Analyseebenen entfalten: auf den Ebenen der sozialen Strukturen, der symbolischen Repräsentationen und der Identitätskonstruktionen. Auf dieser Grundlage werden dann die Subjektkonstruktionen einzelner Personen formuliert und beschrieben. Aufgrund der subjektzentrierten Forschungsperspektive der Intersektionalen Mehrebenenanalyse liegt es nahe, im Anschluss eine kommunikative Validierung von Subjektkonstruktionen (Abschnitt 2.6) durchzuführen. Dazu werden die Subjektkonstruktionen an die Interviewten zurückgemeldet.

In der nächsten Etappe werden die Subjektkonstruktionen in ihrem gesellschaftlichen Kontext betrachtet und können dadurch als soziale Positionierungen beschrieben und analysiert werden. Dies kann bei einer kleinen Fallzahl entlang von Einzelfällen erfolgen. Meistens jedoch werden die Einzelfälle vor der vertiefenden Analyse verdichtet. Hierzu bietet sich in oft die Methode der Typenbildung an. Diese Etappe entspricht Schritt fünf der Intersektionalen Mehrebenenanalyse (Abschnitt 2.7). Durch eine vertiefte Analyse der Bezüge zu den sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen gelangt man von Selbstpositionierungen zu gesellschaftlichen Positionierungen. Dies entspricht Schritt sechs und sieben der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Die zentrale Herausforderung besteht hier darin, die empirisch herausgearbeiteten Selbstpositionierungen mit theoretischen Ansätzen zusammenzubringen (Abschnitt 2.8). Zuletzt folgt die Analyse von Handlungsfähigkeit, also Schritt acht der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Es hängt von der Fragestellung ab, ob dies bereits das Forschungsergebnis darstellt oder ob die Ergebnisse zur Handlungsfähigkeit nochmals mit Blick auf die Forschungsfragen vertieft diskutiert werden (Abschnitt 2.9). Dieser erste Überblick zeigt, dass jeder Forschungsprozess aus vielen kleinen Schritten besteht, die alle mit wichtigen Entscheidungen verbunden sind. Jeder einzelne dieser Schritte kann sich im Forschungsprozess ›groß‹ anfühlen. Wichtig ist es deshalb – auch hinsichtlich Zeitplanung –, immer wieder den Gesamtprozess in den Blick zu nehmen und bereits in der Planung des Forschungsprozesses zu berücksichtigen, welche Ressourcen zur Verfügung stehen.

2.2 Zeitlicher Rahmen

Bereits ein knapper Überblick über die einzelnen Etappen eines Forschungsprozesses mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse macht deutlich, wie umfangreich derartige Forschungsvorhaben sein können. Dies verwundert nicht, wenn man sich die Anforderungen vor

Augen führt, welche mit einer intersektionalen Forschungsperspektive verbunden sind. Schließlich geht es darum, zu untersuchen, wie sich in spezifischen Kontexten jeweils auf komplexe Weise miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse in den sozialen Positionierungen unterschiedlicher Menschen widerspiegeln und wie deren soziale Praxen und Lebenschancen dadurch beeinflusst werden. Auch wenn die acht von Winker und Degele (2009) vorgeschlagenen Schritte auf den ersten Blick gut handhabbar wirken, birgt der Forschungsprozess erfahrungsgemäß vielfältige Herausforderungen. Wo diese genau liegen, hängt nicht nur vom Gegenstand der Forschung ab, sondern auch vom geplanten Umfang und der institutionellen Einbindung des Forschungsprojektes sowie von den Erfahrungen der Forschenden. Es ist deshalb wichtig, die eigenen Ziele abhängig vom Rahmen des Forschungsvorhabens kritisch zu beurteilen. Was will ich mit meiner Forschung erreichen? Welcher Rahmen ermöglicht mir die Umsetzung meines Vorhabens? Inwiefern sind dadurch aber auch Grenzen gesetzt?

Eine der wichtigsten Rahmenbedingungen für jedes Forschungsvorhaben ist die verfügbare Zeit. Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten entstehen in einem institutionell vorgegebenen Rahmen, z.B. als Studienabschlussarbeit, Promotionsschrift oder Forschungsprojekt an einer Hochschule oder Wissenschaftseinrichtung. Es leuchtet unmittelbar ein, dass im Rahmen einer studentischen Hausarbeit anders gearbeitet werden muss als bei einem mehrjährigen Forschungsprojekt, an dem mehrere erfahrene Mitarbeiter*innen mit ihrer vollen Erwerbsarbeitszeit beteiligt sind. Größere Projekte ermöglichen es z.B., arbeitsteilig vorzugehen. So können weiter Daten erhoben werden, während bereits erste Interviews ausgewertet werden. Gleichzeitig können gesetzliche Grundlagen oder Diskurse recherchiert oder analysiert werden, die im Forschungsfeld relevant sind. All diese Arbeitsschritte erfordern wiederum fachliche Kompetenzen. Es müssen bei der Planung also auch die persönlichen Voraussetzungen berücksichtigt werden, sowohl mit Blick auf die Zeit, die in das Vorhaben

investiert werden kann, als auch mit Blick auf die Fähigkeiten und Interessen der Beteiligten.

Eine weitere wichtige Frage betrifft den Zugang zum Forschungsfeld. Sind bereits Kontakte vorhanden oder müssen sie aufgebaut werden? Handelt es sich um ein Forschungsfeld, das leicht oder eher schwer zugänglich ist – und zwar für die Forschenden, die konkret an diesem Vorhaben beteiligt sein sollen? Gibt es institutionelle Rahmenbedingungen, die den Zugang fördern oder erschweren? Wie ist es um das eigene Vorwissen über das Feld und die für die Interviewpartner*innen relevanten Diskurse und sozialen Strukturen bestellt? Selbstverständlich ist es schon aufgrund der offenen Herangehensweise der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht möglich, vorab genau einzuschätzen, *welche* Diskurse und sozialen Strukturen relevant sind. Im Zeit- und Arbeitsplan muss deshalb berücksichtigt werden, dass die Forschenden sich im Verlauf der Auswertung in verschiedene Themen einarbeiten müssen. An dieser Stelle stehen viele Forschende zusätzlich vor einer weiteren Herausforderung, die oftmals mit zeitintensiven Auseinandersetzungen verbunden ist: Die Auswertungsschritte einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse erfordern es, die Wechselwirkungen von sozialen Strukturen, symbolischen Repräsentationen und Selbstpositionierungen zu analysieren, um herauszuarbeiten, wie rassistische, bodyistische, klassistische und heteronormative Herrschaftsverhältnisse im Feld interagieren. Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die theoretisches Vorwissen bei den Forschenden voraussetzt. Eine erfahrene Forscherin, die über ein umfangreiches methodologisches und theoretisches Instrumentarium verfügt, kann hier anders vorgehen als eine Nachwuchsforscherin, die sich parallel erst in die gesellschaftstheoretischen Grundlagen einarbeiten muss. Dies heißt nicht, dass die Intersektionale Mehrebenenanalyse für solche Forscher*innen nicht in Frage kommt – es muss allerdings bei der Planung berücksichtigt werden. Ausgehend von den unterschiedlichen persönlichen Voraussetzungen und den institutionellen und feldspezifischen Rahmenbedingungen sind also vor Beginn des Forschungsprozesses einige Entscheidungen zu treffen. Tabelle 1

gibt exemplarisch einige Beispiele für unterschiedliche Rahmenbedingungen eines Forschungsprojektes und gibt an, was in diesem Rahmen ›machbar‹ ist.³

Tabelle 1: Arbeiten mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse in unterschiedlichen Forschungssettings

Rahmen der Forschung	Zeitlicher Umfang	Feldzugang und Umfang des empirischen Materials	Ziel der Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse
Studentische Hausarbeit	4 Wochen	Einfacher Feldzugang Ein selbst geführtes Interview Alternativ: Sekundäranalyse bereits vorliegender Daten	Erste Erfahrung mit qualitativer Sozialforschung sammeln Verständnis der Ebenen vertiefen Einzelne Schritte der Intersektionalen Mehrebenenanalyse kennenlernen, z.B. Subjektkonstruktionen formulieren oder vertiefende Analyse von symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen

³ Die Zahl der Interviews, die im Rahmen von Projekten sinnvollerweise bearbeitet werden können, ist abhängig von den Vorkenntnissen der Forschenden und ihren zeitlichen Ressourcen. Die Angaben in Tabelle 1 sind Näherungswerte, die lediglich dazu dienen sollen, sich den Umfang eines empirischen Projektes vorzustellen.

Rahmen der Forschung	Zeitlicher Umfang	Feldzugang und Umfang des empirischen Materials	Ziel der Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse
Studentisches Forschungsprojekt in einer Gruppe im Rahmen eines Projektseminars	1 bis 2 Semester	Einfacher Feldzugang Analyse von zwei bis fünf Interviews abhängig von der Gruppengröße und zur Verfügung stehenden Zeit alternativ: Sekundäranalyse bereits vorliegender Daten	Datenerhebung und Subjektkonstruktionen formulieren Ansätze zur Auswertung der sozialen Positionierungen und Handlungsansätze
Masterarbeit	6 Monate	Einfacher bis mittlerer Feldzugang Analyse von drei bis fünf Interviews	Exemplarische Antworten auf eine größere Forschungsfrage
Dissertation	3 bis 5 Jahre	Üblicherweise 10 bis 20 Interviews Komplexer Feldzugang möglich	Vollständige Intersektionale Mehrebenenanalyse Bearbeitung einer größeren Forschungsfrage
Forschungsprojekt mit mehreren Mitarbeiter*innen und finanziellen Ressourcen	2 bis 3 Jahre	Umfangreiche Datenerhebung Kombination mit weiteren Daten und Analysemethoden Komplexer Feldzugang	Vollständige Intersektionale Mehrebenenanalyse Erhebung umfangreicher Daten zu sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen Handlungsansätze herausarbeiten und ins Feld zurückgeben Praxisforschung

Selbst wenn eine umfassende Intersektionale Mehrebenenanalyse in dem gegebenen Rahmen nicht sinnvoll umsetzbar ist, können sich Forschende davon inspirieren lassen und Teile des Ansatzes und bestimmte Aspekte der Methodologie in die eigene Arbeit einfließen zu lassen, ohne der Intersektionalen Mehrebenenanalyse Schritt für Schritt zu folgen (Beispiele dafür finden sich in den Abschnitten 2.7 und 2.8). In manchen Fällen kann es aber auch sinnvoll sein, sich für eine andere methodische Herangehensweise zu entscheiden und Intersektionalität, wie Carastathis vorschlägt, als Heuristik zu nutzen, mit der die Ergebnisse interpretiert werden (Carastathis 2016: 59). Egal, wie die Entscheidung ausfällt: Bevor die ersten Interviews geführt werden können, ist es notwendig, sich intensiv mit dem eigenen Erkenntnisinteresse, den Forschungsfragen, dem Verhältnis der Forschenden zum Forschungsfeld und den verfügbaren Ressourcen auseinanderzusetzen und mit anderen darüber zu diskutieren.

2.3 Den eigenen Zugang klären

2.3.1 Erkenntnisinteresse

Wenn Forschende sich empirisch mit der Gesellschaft auseinandersetzen, bringen sie ein bestimmtes erkenntnisleitendes Interesse mit. Dieses Erkenntnisinteresse speist sich aus dem, was die Forschenden über die Gesellschaft und das Forschungsfeld wissen. Aber auch die eigene theoretische Verortung prägt die Fragen, die an die Gesellschaft gestellt werden. Das methodische Vorgehen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gründet auf den gesellschaftstheoretischen Prämissen, die wir in Kapitel 1 ausführlich vorgestellt haben. Diese sollten sich im Erkenntnisinteresse widerspiegeln, damit der Ansatz in empirischen Projekten produktiv angewendet werden kann. Wer »nur« nach einer übersichtlichen methodologischen Anleitung sucht, um Intersektionalität zu berücksichtigen, sollte sich nicht unbedingt für die Intersektionale Mehrebenenanalyse entscheiden. Aus der Er-

fahrung vieler Beratungen zur Auswahl einer geeigneten intersektionalen Methode plädieren wir dafür, die Wahl für diesen Ansatz nicht primär aus methodischen, sondern aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu treffen. Das Erkenntnisinteresse sollte mit folgenden Prämissen kompatibel sein:

- Das kapitalistische System der Profitmaximierung wird durch miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse stabilisiert und bringt vielfaches soziales Leid mit sich.
- In kapitalistischen Gesellschaften generieren vier Herrschaftsverhältnisse soziale Ungleichheit: Heteronormativismen, Rassismen, Klassismen und Bodyismen.
- Diese vier Herrschaftsverhältnisse sind durch Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen miteinander verwoben.
- Subjekte positionieren sich in diesen Verhältnissen mit ihren sozialen Praxen und können auf diese Weise zur Stabilisierung, aber auch zur Veränderung der Verhältnisse beitragen.

Wenn in einem Forschungsvorhaben zwar eine intersektionale Fragestellung bearbeitet wird, diese Prämissen aber nicht geteilt werden, dann ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht die richtige Wahl. Wen beispielsweise interessiert, wie Menschen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen das Serviceangebot eines Flughafens bewerten, dürfte mit einem weniger gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Ansatz aus dem Werkzeugkasten der Markt- und Meinungsforschung besser beraten sein. Wer untersuchen will, welche Identitätswürfe es in Kolonialdiskursen des 19. Jahrhundert gab, wird Schwierigkeiten haben, aus den vorliegenden historischen Quellen Selbstpositionierungen herauszuarbeiten, könnte aber eine historische Diskursanalyse durchführen. In beiden Fällen ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht die geeignete Methode.

Das theoretische Vorwissen spielt an dieser Stelle ebenfalls eine Rolle: Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist, wie oben gezeigt,

in der feministisch-marxistischen Gesellschaftstheorie und der Praeologie verortet und nimmt zudem Bezug auf poststrukturalistische Ansätze (z.B. Diskurstheorie, Performativitätstheorie). Forschende, die theoretisch ähnlich geschult sind, können mit diesem Ansatz gut arbeiten. Wer aus einer ›anderen Ecke‹ kommt und dies einfließen lassen will, muss sich bewusst machen, dass die Übersetzung zwischen unterschiedlichen Sozialtheorien überaus anspruchsvoll ist. Wer sich beispielsweise vornimmt, Niklas Luhmanns Systemtheorie mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz zu verbinden, wird viel Arbeit in die Übertragung von Konzepten und Begriffen stecken müssen und immer wieder an konzeptionelle Grenzen stoßen. Eine solche Übertragung wäre eine eigenständige wissenschaftliche Leistung. Selbstverständlich lässt sich auch eine Weiterentwicklung von theoretischen und methodischen Ansätzen mit empirischer Forschung verbinden. Je nach Umfang der Arbeit kann es aber ratsam sein, sich für eins von beidem zu entscheiden.

Aus den genannten Gründen ist es also unabdingbar, das eigene Erkenntnisinteresse zu Beginn eines Forschungsprozesses zu formulieren: Warum will ich zu diesem Thema empirisch forschen? Welchen Beitrag soll meine Forschung leisten? Welchen gesellschaftstheoretischen Prämissen folge ich? Die Arbeit an einem Exposé, das oft bei Abschluss- und Promotionsarbeiten gefordert ist, kann ein geeigneter Zeitpunkt sein, sich über die Ziele bewusst zu werden und die Möglichkeiten, diese zu erreichen, realistisch zu beurteilen. Ausgehend davon kann dann im nächsten Schritt die Forschungsfrage formuliert werden.

2.3.2 Fragestellung(en)

Die wichtigste Regel mag banal klingen, ist jedoch in der Forschungspraxis immer eine große Herausforderung: Die Forschungsfrage muss möglichst konkret sein und sie muss im Rahmen der geplanten Arbeit beantwortet werden können. Sie bildet deshalb oft nur Teilaspekte eines umfassenderen Erkenntnisinteresses ab. Beim wissenschaft-

lichen Schreiben ist es deshalb üblich, sowohl in der Herleitung und Begründung der Fragestellung als auch in der Diskussion der Ergebnisse die Reichweite der eigenen Untersuchung zu reflektieren und die eigene Arbeit nicht nur in die wissenschaftliche Debatte einzuordnen, sondern auch Forschungsdesiderate zu benennen.

Nehmen wir z.B. ein Thema aus dem Bereich der Kulturproduktion. Wir wissen aus Alltagsbeobachtungen, dass in vielen Amateurbands im Rockmusikbereich nach wie vor ausschließlich weiße Männer spielen. Wir würden gerne verstehen, warum sich Herrschaftsverhältnisse offenbar ähnlich wie durch das Erwerbsleben auch durch die subkulturelle Musikszene ziehen. Das ist das Erkenntnisinteresse in diesem fiktiven Beispiel. Mit ihm hängen eine Reihe von Fragen zusammen, die wir mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse untersuchen könnten: Wie wirken sich Herrschaftsverhältnisse auf die sozialen Praxen von Musiker*innen aus? Inwiefern ist ihr Alltag in Bezug auf das Musikmachen von Erfahrungen der In- und Exklusion geprägt? Wie positionieren sie sich dazu? Was könnte getan werden, um sexistische, bodyistische, rassistische und klassistische Diskriminierung innerhalb dieser Subkultur abzubauen? Das sind jedoch noch keine konkreten Forschungsfragen, die sich in einer empirischen Arbeit beantworten lassen. Eine Forschungsfrage für eine Studie mit kleinerem Umfang, also etwa eine Abschlussarbeit, wäre z.B.: »Welche Erfahrungen mit Ein- und Ausschlüssen machen queere Musiker*innen in der Kölner Heavy-Metal-Szene?« In einem größeren Forschungsprojekt mit einem entsprechenden Budget könnte man sich dagegen mehr vornehmen und z.B. die folgenden Fragen stellen: »(1.) Welche Erfahrungen mit Ein- und Ausschlüssen machen Musiker*innen aus den Bereichen Indie, Punk und Heavy-Metal in den subkulturellen Musikszene in deutschen Großstädten? (2.) Wie werden Ein- und Ausschlüsse in den jeweiligen Subkulturen bewertet? (3.) Welche Ansätze gibt es, am Abbau von Diskriminierungsstrukturen zu arbeiten?«

Für wissenschaftliche Arbeiten von kleinerem Umfang, etwa einer Haus- oder Projektarbeit, empfiehlt es sich also, *eine* Forschungsfrage mit begrenzter Reichweite zu verfolgen. Bei umfangreicheren For-

schungsprojekten ist es oft sinnvoll, mehrere aufeinander aufbauende Forschungsfragen zu formulieren, die dann im Laufe der Arbeit Schritt für Schritt beantwortet werden können.

Bei Vorhaben, die als Praxisforschungsprojekt konzipiert sind, spielt die Fragestellung eine besondere Rolle, denn der Aufbau einer Mitforschungsbeziehung zwischen Forschenden und Befragten beginnt mit der Verständigung auf ein geteiltes Erkenntnisinteresse, ausgehend von einem real vorhandenen Konflikt der Befragten und dem Wunsch, einen Umgang damit zu finden (Markard 2000: Abs. 21, mehr dazu in Kap. 3). Auch wenn aus forschungspraktischen Gründen keine komplette Praxisforschung durchgeführt wird, lässt sich bei der Formulierung der Fragestellung darauf achten, dass potenzielle Interviewpartner*innen ein eigenes und für sie praxisrelevantes Interesse an der Themenstellung haben könnten (Hausotter 2018: 84). Das wäre, um wieder auf unser fiktives Beispiel zurückzugreifen, der Fall, wenn es innerhalb der Kölner Heavy-Metal-Szene eine Gruppe von Musiker*innen gibt, die interessiert ist, ihre Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf Diskriminierung mithilfe eines Forschungsprojektes zu erweitern.

In vielen intersektionalen Arbeiten wird zur Erläuterung der gewählten Forschungsperspektive auf Leslie McCalls Unterscheidung von intrakategorialen, interkategorialen oder antikategorialen Ansätzen zurückgegriffen (McCall 2005). Intrakategoriale Ansätze untersuchen Differenzen innerhalb einer theoretisch definierten Gruppe, z.B. Einkommensunterschiede zwischen Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft oder schulische Leistungsunterschiede zwischen männlichen Jugendlichen verschiedener Erstsprachen. Interkategoriale Ansätze betrachten Ungleichheitsverhältnisse zwischen theoretisch definierten Gruppen, z.B. schulische Leistungsunterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen und antikategoriale Ansätze sind auf die Dekonstruktion von Kategorien gerichtet und befassen sich z.B. mit der Genese von demografischen Kategorien im Kontext von Herrschaftsverhältnissen. Aus unserer Sicht bringt es keinen Gewinn, die Intersektionale Mehrebenenanalyse als Ganzes in dieses

Schema einzuordnen. McCalls Schema kann jedoch dabei helfen, das eigene Erkenntnisinteresse zu klären: Welche deduktiven Festlegungen von Gruppen und Kollektiven werden vorgenommen? Zielt die Fragestellung auf Differenzen zwischen theoretisch definierten Gruppen oder zwischen Angehörigen solcher Gruppen? Soll die empirische Forschung zur Verfeinerung, zur Erweiterung oder zur Dekonstruktion vorhandener Kategorien beitragen?

2.3.3 Feldzugang

Die Formulierung der Forschungsfrage(n) hängt vom Forschungsfeld und dem Zugang, den die Forschenden zum Forschungsfeld haben, ab. Wer selbst Teil eines Forschungsfeldes ist, bringt ein ganz anderes Vorwissen mit als Forschende, die zum ersten Mal mit dem Feld in Berührung kommen. Auch das Verhältnis zwischen den Forschenden und den Akteur*innen im Feld spielt hier eine Rolle. Es gilt also auch hier, sich kritisch mit einigen Fragen auseinanderzusetzen: Wie verhält sich meine soziale Position zu der der Menschen im Forschungsfeld? Welches Vorwissen habe ich? Habe ich bereits Kontakte? Werde ich im Feld als Forscher*in akzeptiert? Was gilt es mit Blick auf die Forschungsethik zu beachten?

Diese Fragen stellen sich grundsätzlich bei jedem empirischen Forschungsprojekt. Sie betreffen die grundlegende Forderung nach der Einholung einer sogenannten informierten Zustimmung (*informed consent*) seitens der an der Forschung beteiligten Personen im Feld. Das heißt, dass die Teilnehmenden umfassend über die Forschungsziele, die Methoden und den Umgang mit den von ihnen gelieferten Informationen und Daten aufgeklärt werden und auf Grundlage dieser Informationen der Teilnahme an der Forschung als Interviewpartner*innen zustimmen. Dieser Anspruch lässt sich nicht immer umsetzen. Mitunter müssen die begrenzten Zustimmungsmöglichkeiten im Einzelfall gegen ein »übergeordnetes Erkenntnisinteresse« abgewogen werden (Lamnek 2010: 659). Eine mögliche Umgangsweise hiermit ist es, auf nonverbale und prozessorientierte Akte der Zustimmung oder

Nicht-Zustimmung jeweils zu allen konkreten Schritten der Beteiligung zu achten respektive hinzuwirken (Reitinger 2018). Im Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (DGS/BDS 2017) ist festgehalten, dass Vorabinformationen bewusst beschränkt werden können, um die Forschungsergebnisse nicht zu verzerren. Darüber, wie eine solche Beschränkung konkret gehandhabt werden sollte, enthält der Kodex keine Aussagen. Der Wunsch nach einer Beschränkung der Informationen, die den Interviewpartner*innen gegeben werden, kann auch methodologisch begründet sein. Eine methodologische Begründung wird oft mit jenen rekonstruktiven oder hermeneutischen Ansätzen in Verbindung gebracht, denen es dezidiert nicht darum geht, den subjektiven Sinn von Deutungen und Handlungen zu verstehen, sondern die zugrunde liegenden deutungs- und handlungsgenerierenden Tiefenstrukturen zu rekonstruieren (Reichertz 2016: 278). Dies widerspricht der Subjektorientierung der Intersektionalen Mehrebenenanalyse, die sich in einer Weise für Deutungs- und Handlungsmuster interessiert, bei der es gerade um die wechselseitige Konstruktion von Subjekt und Handlungskontext geht und deren Forschungslogik und -ethik es ist, die »beforschten« Menschen möglichst umfassend zu beteiligen und dementsprechend auch zu informieren (vgl. Abschnitt 1.4). Bei der Kommunikation mit Interviewpartner*innen sollte von Beginn an der Umgang mit sozialen Differenzierungskategorien reflektiert und sollten wenn möglich offene Formulierungen eingesetzt werden (zum Problem der Reifizierung vgl. Abschnitt 2.4.3).

Aufgrund des Prozesscharakters qualitativer Forschung ist es nicht möglich, im Voraus abschließend darüber zu informieren, was mit den Daten geschieht, denn die Fragestellungen und Methoden können sich im Verlauf des Forschungsprozesses ändern. Insgesamt ist es daher letztlich jeweils projektspezifisch und kontextabhängig ethisch zu reflektieren, wie und worüber die Beteiligten informiert werden. Zustimmung ist dabei idealerweise kein einmaliger Akt, son-

dern ein dialogischer Prozess über den gesamten Zeitraum der Forschung (Narimani 2014).

Auch das Thema Datenschutz ist zu beachten. Die Wissenschaft ist durch die gültigen Datenschutzgesetze gebunden und muss den Schutz der Daten und die Wahrung der Persönlichkeitsrechte sicherstellen. Dabei finden sich an Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen zunehmend Datenschutzbeauftragte, die gegebenenfalls bei der Klärung des Vorgehens hinzugezogen werden können und müssen (Reichertz 2016: 161, ausführlich zu informationeller Selbstbestimmung und Datensicherheit im Kontext von Forschung vgl. ebd.: 164ff.; Gebel et al. 2015).

Dass bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse die Selbstpositionierung von Menschen im Forschungsfeld als Gegenstand der Analyse besonders relevant ist, bringt die Herausforderung mit sich, dass die Befragten willens und in der Lage sein müssen, über ihre Selbstpositionierung zu sprechen. Beachtet werden muss zudem, dass es – wenn es um die Selbstpositionierung geht – nicht möglich ist, den Zugang zu sozialen Praxen indirekt über die Erzählungen Dritter zu erhalten. Bei einem Forschungsprojekt zum Thema »Erfahrungen von Schüler*innen mit und ohne Fluchterfahrung« müssen beispielsweise Schüler*innen mit und ohne Fluchterfahrung und nicht etwa Lehrer*innen befragt werden. Wer keinen Zugang zu Schüler*innen als Interviewpartner*innen hat, sei es, weil keine Mittel fürs Dolmetschen und Übersetzen zur Verfügung stehen oder weil junge Schüler*innen nicht in das Interview einwilligen können, kann zu diesem Thema keine subjektzentrierte Forschung im Stil der Intersektionalen Mehrebenenanalyse durchführen. In der Konsequenz muss gegebenenfalls ein anderes Thema gewählt werden, etwa der Umgang von Lehrenden mit heterogenen Klassengemeinschaften.

Wer im gewählten Forschungsfeld lediglich Zugang zu Funktionsträger*innen und Expert*innen hat, ist mit einem weiteren Problem konfrontiert: Menschen, die es gewohnt sind, als Repräsentant*innen für Institutionen oder als öffentliche Expert*innen zu sprechen, wie z.B. Politiker*innen oder Leiter*innen von Behörden, verlassen diese

Rolle in der Regel nicht ohne Weiteres. Aufgrund ihrer beruflichen Stellung sind sie zwar oft in der Lage, Informationen und Einschätzungen prägnant und stimmig zu vermitteln. Die persönliche Involviertheit und subjektive Positionierung treten dabei aber hinter die berufliche Rolle und Funktion zurück. Wer mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse arbeiten will, muss daher beachten: Eine Zusammenarbeit mit solchen klassischen Expert*innen erfordert sehr intensive Vorarbeit, um eine Vertrauensbasis herzustellen; zudem ist die Anonymisierung häufig schwerer zu gewährleisten. Die Frage des Feldzugangs wird auch bei der Datengenerierung wieder zum Tragen kommen. Aber schon ganz am Anfang eines Forschungsprojekts, also bei der Formulierung von Forschungsfragen und der Wahl der Methoden, ist es wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, was mit Blick auf die gegebenen Ressourcen im Forschungsfeld möglich ist und wo die Grenzen liegen.

2.4 Daten erheben

Um mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu arbeiten, müssen Forschende Zugang zu den sozialen Praxen im Forschungsfeld haben. Der Begriff der Praxis umfasst dabei Handlungen, Denk- und Wahrnehmungsweisen sowie sprachliche Interaktionen. Verschiedene Methoden aus dem Feld der qualitativen Sozialforschung sind dazu geeignet, diese Praxen zu dokumentieren und in Form von Daten festzuhalten. Viele mögen bei sozialen Praxen zuerst an ethnografische Beobachtungen denken. Diese sind jedoch für eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nur bedingt hilfreich. Dafür, dass Akteur*innen im Feld ihre Selbstpositionierungen explizieren, eignen sich vielmehr Formen des offenen, qualitativen Interviews, da Menschen hier die Gelegenheit haben, ihre subjektiven Sichtweisen zu benennen und zu erläutern. Subjektive Orientierungen und Positionierungen kommen

dadurch besser zum Ausdruck als durch den Filter der Beobachtung hindurch.⁴

Die sozialen Praxen müssen auf eine Art und Weise festgehalten werden, die es ermöglicht, später mit diesen Daten zu arbeiten. Das qualitative Interview verfügt über spezifische Vorteile und steht aus diesem Grund hier im Mittelpunkt (zu Details zu unterschiedlichen Interviewverfahren vgl. Helfferich 2011; Lamnek 2010: 326ff.). Im Folgenden geben wir vor allem Hinweise, die aus Sicht der Intersektionalen Mehrebenenanalyse bei der Arbeit mit qualitativen Interviews zu beachten sind. Welche Möglichkeiten und Probleme andere Formen der Datenerhebung mit sich bringen und wie qualitative Interviews sinnvoll ergänzt werden können, wird am Ende des Abschnitts behandelt.

2.4.1 Interviewformen

Winker und Degele (2009) haben ihr methodisches Vorgehen auf der Grundlage von narrativen Interviews (Schütze 1983) entwickelt. Diese Interviewform eignet sich für die Intersektionale Mehrebenenanalyse, da sie die Befragten dazu auffordert und ermächtigt, den Verlauf und die Gestaltung ihres Lebens in Form von selbst strukturierten Erzählungen zu vermitteln und sich auf diese Weise sozial zu verorten (vgl. Langsdorff 2012). Das narrative Interview ist eine Befragungstechnik, mit der umfangreiche Erzählungen der interviewten Person angeregt werden sollen. Diese sogenannten Narrationen offenbaren die bio-

4 Zwischen der Selbstdeutung und der real gelebten Praxis kann es selbstverständlich Diskrepanzen geben, und es gibt unseres Erachtens keine Methode, die das abschließend aufheben kann. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse wählt deshalb bewusst den Zugang über die Selbstpositionierungen. Durch den Vergleich mit Theoriewissen oder mit anderen Interviews können Widersprüche zwischen Selbstpositionierungen und gelebten Praxen aufscheinen. Wie damit umgegangen wird, ist im Einzelfall zu entscheiden und zu begründen. Die kommunikative Validierung der Subjektkonstruktionen kann ein guter Zeitpunkt sein, um die wahrgenommenen Widersprüche gemeinsam mit den Interviewten zu reflektieren.

grafischen Erfahrungen der Befragten in Bezug auf den Forschungsgegenstand. Die Interviewfragen dienen in erster Linie dazu, Impulse zu setzen, um diese Narrationen zu generieren.⁵

Neben dem klassischen narrativen Interview kommen in Intersektionalen Mehrebenenanalysen häufig auch stärker strukturierte Interviewformen wie das problemzentrierte Interview zum Einsatz (z.B. Ganz 2018; Hausotter 2018). Das problemzentrierte Interview (Witzel 2000) verbindet narrative Erzählimpulse mit Fragen, die ausgehend vom Vorwissen über das Forschungsfeld das Gespräch thematisch stärker fokussieren. Anders als im narrativen Interview werden hierbei Themen auch in dialogischer Form vertieft, etwa durch Nachfragen zu bestimmten Sachverhalten oder Einschätzungen oder durch die Konfrontation mit Widersprüchen in den Interviewaussagen.

2.4.2 Interviewfragen und Leitfaden

Damit Menschen bei Interviews ins Reden kommen, müssen gute Fragen gestellt werden. Was heißt das in unserem Fall? Das Ziel der narrativen und problemzentrierten Interviewtechniken ist es, die Befragten dazu anzuregen, umfangreiche Erzählungen zu entwickeln. Sie sollen sich dazu ermuntert fühlen, durch längere Erzählungen möglichst detaillierte Einblicke in ihren Alltag zu vermitteln und sich darin selbst zu verorten. Damit dies gelingt, muss von Anfang an eine entspannte Gesprächsatmosphäre hergestellt werden. Dazu gehört, die Interviewpartner*innen vor und zu Beginn des Gesprächs über die Form und Dauer sowie den Rahmen des Interviews zu informieren und das Einverständnis einzuholen, das Gesagte aufzunehmen. Es ist auch sinnvoll, kurz zu erläutern, dass man eine Reihe von Fragen mitge-

5 In der Biografieforschung dienen narrative Interviews dazu, die genaue Struktur der biografischen Narrationen zu rekonstruieren. Die Annahme dahinter ist, dass sich in den Strukturen des erzählten Lebensverlaufs die Orientierungen des aktuellen Handelns offenbaren (Lamnek 2010: 327). Bei der Wahl der Interviewform sollte man sich daher klar machen, welchen Stellenwert biografische Narrationen für die Beantwortung der eigenen Fragestellung haben.

bracht hat und sich möglicherweise zwischendurch Notizen machen wird.

In Bezug auf die Interviewfragen ist es entscheidend, möglichst offene und verständliche Fragen zu stellen. Die Formulierungen sollten der Alltagssprache der Interviewten entsprechen und mit Begriffen arbeiten, die im Feld verstanden werden. Auf keinen Fall dürfen die Fragen so formuliert werden, dass sie mit »ja« oder »nein« beantwortet werden können, und sie sollten möglichst wenige Vorgaben beinhalten. Gute Einstiegsfragen bzw. Erzählaufforderungen lauten etwa:

- »Zunächst möchte ich dich bitten, mir etwas über dich und dein politisches Engagement zu erzählen.«
- »Erst einmal zu Ihrer momentanen Situation: Bitte beschreiben Sie mir zum Einstieg, wie Sie leben und wie die Entwicklung dahin war, wie Sie heute leben.«
- »Mir geht es um Care – also Sorge oder Fürsorge – in konsensueller Nichtmonogamie. Mich interessiert, wer sich in eurem Beziehungsnetzwerk um wen kümmert oder sorgt – im weitesten Sinne, also alles, was mit ›sich kümmern‹, Care, Sorge zu tun hat. Ich würde dich bitten, mir ausführlicher davon zu erzählen. Vielleicht kannst du mit einer konkreten Situation anfangen, in der du dich um jemanden oder jemand sich um dich gekümmert hat.«

Die drei Beispiele zeigen, dass die Einstiegsfrage zwar durchaus den Rahmen des Gespräches absteckt (politisches Engagement, Lebensführung, Sorgearbeit in Beziehungsnetzwerken), gleichzeitig aber möglichst offen ist und kaum Vorgaben macht. Das erste Beispiel stammt aus der Studie von Kathrin Ganz (2018: 112) zur Netzbewegung. Die Frage wurde aber bewusst so formuliert, dass nicht nur nach dem netzpolitischen Engagement bzw. Engagement im Internet gefragt wird. Dadurch können die Befragten in ihrer Antwort selbst den Schwerpunkt setzen und z.B. auch über politisches Engagement in anderen Bereichen sprechen. Die zweite Frage stammt aus der Studie von Jette Hausotter (2018: 70) und rückt die Gestalt und die Gestalt-

tung des eigenen Alltags in den Mittelpunkt und zielt im engeren Sinne auf eine biografische Narration. Die offene Frage nach dem Alltag überlässt den Interviewten, über welche Lebensbereiche sie sprechen möchten. Die dritte Frage stammt aus der Studie von Michael Raab (2019: 109) und ist eine spezielle Variante des Einstiegs. Hier wird das Erkenntnisinteresse des Interviews genau definiert und anschließend in offener Form zur Schilderung einer erlebten Situation aufgefordert.

Im weiteren Verlauf des Interviews sollen die verschiedenen Spuren, die möglichst in der Einstiegs Erzählung gelegt werden, vertieft werden. Das kann sowohl in Form von spontanen Rückfragen (»Wie war das, als Sie aus der Kirche ausgetreten sind?«) passieren als auch mittels vorbereiteter Fragen. Das problemzentrierte Interview erlaubt es, neben den offenen, erzählgenerierenden Fragen auch Fragen zu stellen, die ausgehend vom Vorwissen der Forschenden gestellt werden. Diese thematisch fokussierten Fragen sollten tendenziell ans Ende des Interviews gestellt werden, um die Erzählung nicht von Anfang an in eine bestimmte Richtung zu lenken und dadurch zu verengen.

2.4.3 Reifizierungen vermeiden

Bei der Interviewführung ist es wichtig, Reifizierungen zu vermeiden. Dies ist ein komplexes Problem, denn zum einen muss vermieden werden, eigene Kategorien in das Material einzuspeisen, zum anderen sollen die Tabus und Leerstellen gesellschaftlich hegemonialer Thematisierungsweisen nicht unreflektiert bleiben. Für die Interviewführung bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse lautet die Strategie, den Gesprächspartner*innen keine Differenzierungskategorien vorzugeben, denn damit würde theoretisches Vorwissen in die Ergebnisse einfließen, dessen Relevanz eigentlich erst überprüft werden soll (Winker/Degele 2009: 100). Bei einer Forschung im Feld Erwerbsarbeit heißt das z.B., das theoretische Vorwissen darüber, dass Geschlecht in bestimmten Berufen eine Ursache für Diskriminierung sein kann, an dieser Stelle zurückzustellen. Es wäre demnach falsch

zu fragen, welche Erfahrungen eine Interviewpartnerin »als Frau in der Bautischlerei« macht. Stattdessen könnte eine offene, erzählungs-generierende Frage folgendermaßen lauten: »Welche Erfahrungen haben Sie gemacht, als Sie in den Beruf eingestiegen sind?« Interessant ist es dann, ob die Interviewpartnerin sozialen Differenzierungslinien wie Geschlecht in ihrer Narration Relevanz zuschreibt. Würde man sie direkt darauf ansprechen, würde sie das möglicherweise sogar verneinen, wohingegen in der eigenen Erzählung Erfahrungen des Andersseins zum Ausdruck kommen können, die in der weiteren Analyse und im Vergleich mit anderen Fällen als Effekt von Heteronormativismen gedeutet werden können. Im Umgang mit dem Reifizierungsproblem ist die Strategie der Intersektionalen Mehrebenenanalyse also, die eigene – theoretisch und praktisch geschulte – Sicht auf die sozialen Praxen der Befragten in den Interviews zunächst zurückzustellen.

Eine Strategie zur Vermeidung eigener sprachlicher Bedeutungs-zuweisungen kann es sein, die Befragten zum Einstieg um die Kommentierung ausgewählter Bilder zu bitten. Die Interviewten sind dadurch als Erstes an der Reihe, Situationen in Worte zu fassen, die für sie relevanten Kategorien zu benennen und die »volle Bandbreite ihrer subjektiven Deutungsmuster preiszugeben« (Degele 2013: 26). Besonders offen lässt sich der Einstieg gestalten, wenn statt einem Bild oder einer Abfolge von einzelnen Bildern eine Collage als Grundlage der ersten Erzählaufforderung verwendet wird (Degele/Kesselhut/Schneickert 2010: 374). Selbstverständlich ist auch bei der Auswahl von Bildern zu berücksichtigen, inwieweit sie bestimmte Aspekte des Interviewthemas evozieren und somit genau wie Worte ein Potenzial für Reifizierungen darstellen. Bei der späteren vertiefenden Analyse ist es wiederum besonders wichtig, Leerstellen und Unausgesprochenes zu erkennen und zu analysieren (vgl. 2.8).

Als »Experten ihrer Orientierungen und Handlungen« (Witzel 2000: 12) werden die Gesprächspartner*innen gebeten, das zu erzählen, was ihnen wichtig ist – und nicht das, was die Forschenden ihrer Meinung nach hören wollen. Allerdings ist ein Interview auch mit sehr guten offenen Fragen keine »neutrale« Situation. Die Befragten

sind vorab über das Ziel der Forschung informiert worden und bringen eigene Annahmen und eine Haltung dazu mit. Die Vorannahmen der Befragten beeinflussen also das Interview: Beispielsweise könnte eine Wissenschaftlerin, die in einem »Institut für feministische Gesellschaftskritik« arbeitet, auf die Frage nach den persönlichen Erfahrungen beim Berufseinstieg eine andere Antwort bekommen als ein Wissenschaftler von einem »Institut für Arbeitsmarktfragen«.

Auch die sozialen Positionierungen der am Interview Beteiligten ist ein relevanter Faktor. Mit Blick auf gesellschaftliche Positionen und soziale Ungleichheiten entlang von Alter, Geschlecht, sozialer Herkunft oder auch der Zugehörigkeit zum Wissenschaftssystem gibt es oft ein Gefälle zwischen den Forschenden und den Befragten. Dies muss – gerade im Kontext intersektionaler Forschung – reflektiert werden. Welches Bild entwickeln die Gesprächspartner*innen von den Forschenden? Und welches Bild der Beforschten umgekehrt bringen die Forschenden mit? Menschen, die mit diskriminierenden Zuschreibungen konfrontiert sind, müssen oft erleben, dass ihnen diese Diskriminierungserfahrungen von anderen Menschen abgesprochen werden. Es ist also wichtig, den Interviewpartner*innen zu vermitteln, dass es erwünscht und sicher ist, über Erfahrungen zu sprechen – und dies auch ernst zu meinen.

Beschäftigt man sich kritisch mit Fragen sozialer Positionierung und Diskriminierung, wirkt sich das auch auf die Haltung zur Forschungspraxis aus. Man beginnt an vielen Stellen, das übliche Vorgehen zu hinterfragen und nach alternativen Wegen zu suchen. Das gilt auch für die in der qualitativen Forschung weit verbreitete Praxis, zusätzlich zum Interview eine Reihe von sozialstatistischen Daten abzufragen. Denn in diesem Vorgehen spiegeln sich soziale Normen wider. So wird stets nach dem Alter gefragt. Üblich sind auch Fragen nach dem höchsten Bildungsabschluss oder dem Haushaltseinkommen. Das Geschlecht gilt vielen Forschenden dagegen als etwas, das nicht abgefragt werden muss, sondern auf Basis der Einschätzung der Forschenden notiert werden kann. Chronische Erkrankungen oder Behinderungsformen dagegen werden in der Regel nicht abgefragt, weil sie

entweder als zu intim oder nicht relevant betrachtet werden, solange sich das Forschungsprojekt nicht speziell um ein Thema wie Gesundheit oder Sexualität dreht. Die normative Macht von Kategorien wird auf diese Weise reproduziert. Was halten wir für zu intim, was nicht? Warum wollen wir bestimmte Informationen über die Gesprächspartner*innen bekommen? Wo reproduzieren wir normative Strukturen wie etwa die Zweigeschlechtlichkeit?

Wenn davon ausgegangen wird, dass die Befragten diejenigen Aspekte selbst benennen, die für sie relevant sind, kann auf die Erhebung von zusätzlichen sozialstatistischen Informationen im Grunde verzichtet werden. Allerdings kann es auch hilfreich sein, einige Daten festzuhalten, z.B. um das Sample prägnant und gründlich darstellen zu können. Dies können Forschende zum Anlass nehmen, Kategorien zu hinterfragen und einen anderen Umgang mit Kategorien auszuprobieren. Zum Beispiel können alle Interviewten gefragt werden, wie sie sich geschlechtlich zuordnen. In jedem Fall sollten diese Fragen erst nach dem Interview gestellt werden.

2.4.4 Sample

Das Sample besteht aus einer je nach Forschungsprojekt unterschiedlich großen Zahl von Interviews. Die Auswahl der Interviewpartner*innen hat Auswirkungen auf die Generalisierbarkeit der Ergebnisse. Welchen Gültigkeitsbereich haben die Forschungsergebnisse? Auf welche sozialen Gruppen lassen sich die Erkenntnisse übertragen? Während in der quantitativen Forschung möglichst große, per Zufall gezogene Stichproben dazu dienen, eine Grundgesamtheit repräsentativ abzubilden, auf die die Ergebnisse übertragen werden können, zielt qualitative Forschung darauf ab, die Strukturen und Muster von den für eine Fragestellung relevanten und typischen Fällen zu erfassen (Lamnek 2010: 172). Dem Prinzip der Offenheit folgend, ergibt sich die genaue Größe und Zusammensetzung hier meistens erst im Verlaufe der Erhebung. In gewisser Weise stellt die Aufgabe, ein Sample zusammenzustellen, ein Dilemma dar. Auf der einen Seite will quali-

tative Forschung möglichst offen für Überraschungen sein und soziale Praxen, Deutungsmuster und Positionierungen sichtbar machen, die noch nicht aus den oftmals von Ausblendungen geprägten Erzählungen und Theorien bekannt sind. Auf der anderen Seite sind Forschende bei ihren Überlegungen, wer interviewt werden soll, darauf angewiesen, auf ihr Vorwissen zurückzugreifen, um zu entscheiden, welche und wie viele Interviews im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeit durchgeführt werden können.

Es gibt verschiedene methodologisch begründete Ansätze, mit diesem Dilemma umzugehen. Das *theoretical sampling* ist ein von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (Glaser/Strauss 1979) im Rahmen der Grounded Theory entwickeltes Vorgehen. Es passt zu explorativen Forschungsvorhaben, bei denen eher wenig theoretisches Vorwissen zum beforschten Gegenstand vorhanden ist. Glaser und Strauss beschreiben die Datenerhebung als offenen Prozess, »währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind« (Glaser/Strauss 1998: 53). Die Theorie bzw. Hypothesen werden sukzessive durch Fallkontrastierung entwickelt. Abhängig von den aufgeworfenen Fragen können ähnliche Fälle gesucht werden, um das Wissen über einzelne Aspekte des Themas zu vertiefen. Es können aber auch andersartige Fälle gesucht werden, um Unterschiede und Vielfalt im Feld abzubilden (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2009: 24–26). Oder es werden Arbeitshypothesen gebildet, zu denen gezielt Gegenbeispiele gesucht werden. Dies wird so lange betrieben, bis keine Gegenbeispiele mehr gefunden werden, wobei dies immer auch eine forschungspragmatische Entscheidung darstellt, die nicht endgültig sein muss, sondern dem Festhalten von (vorläufigen) Ergebnissen dient (Kelle/Kluge 2010: 43ff.). Im Idealfall endet der Prozess der Datenerhebung beim theoretischen Sampling, wenn von neuen Fällen kein weiterer Beitrag zur Theorie- bzw. Hypothesenbildung zu erwarten ist. Dann wird von theoretischer Sättigung gesprochen (Glaser/Strauss 1979).

Eine Alternative dazu ist das *selektive Sampling* bzw. der *qualitative Stichprobenplan*. Wenn es bereits theoretische Erkenntnisse oder fundierte Hypothesen zur Fragestellung gibt, dann kann eine Auswahl von Interviewpartner*innen anhand theoretisch festgelegter Kriterien erfolgen. Meistens handelt es sich hierbei um Erkenntnisse über die Relevanz von soziodemografischen Merkmalen oder Merkmalskombinationen, die dann in die Zusammensetzung des Samples einfließen, um sicherzustellen, dass eine bestimmte Personengruppe im qualitativ gebildeten Sample vertreten ist. Die Auswahl sollte daran ausgerichtet sein, eine größtmögliche Breite und Varianz von Fällen abzubilden. Theoretisches und selektives Sampling können kombiniert werden. So ist es möglich, bei der Erhebung einem Stichprobenplan zu folgen und anschließend nach und nach einzelne Fälle für die Feinanalyse auszuwählen (Kelle/Kluge 2010: 50ff.). Umgekehrt kann ein qualitativer Stichprobenplan auch erst im Verlauf des Forschungsprozesses erstellt werden. Dem kann eine offene Explorationsphase von Interviewanalysen vorangehen oder man nähert sich der Fallauswahl über teilnehmende Beobachtung bzw. beobachtende Teilnahme.

Bei der Wahl des Samplingverfahrens ist zu beachten, dass das theoretische Sampling als Bestandteil explorativer Forschung nur dann zu einer theoretischen Sättigung führen kann, wenn der Forschungsprozess iterativ angelegt ist. Dafür müssen Rahmenbedingungen gegeben sein, in denen nach der ersten vertiefenden Analyse tatsächlich die Möglichkeit besteht, gegebenenfalls weitere Daten zu erheben und auszuwerten und die vertiefende Analyse weiterzuentwickeln.

Für Forschende, die sich intersektionaler sozialer Ungleichheit widmen, geht es bei der Samplezusammensetzung oft auch um die Frage, wie unterschiedliche Positionierungen im Forschungsfeld durch das Sample berücksichtigt werden können. Dies resultiert oft in dem Vorhaben, ein Sample zusammenzustellen, das die Diversität der Positionen im Forschungsfeld abbildet. Aber schon hier zeigen sich Grenzen, da es schlicht unmöglich ist, alle denkbaren Überkreuzungen von Ausprägungen mehrerer Differenzkategorien und Lebens-

lagen zu berücksichtigen. Trotzdem ist es wichtig, die Unterschiedlichkeit der Menschen im Forschungsfeld auch im Sample abzubilden. Schließlich ist es ja gerade das Anliegen intersektionaler Forschung, zu zeigen, wie sich Herrschaftsverhältnisse auf die soziale Praxis auswirken. Eine wichtige Regel muss dabei allerdings beachtet werden: Das Sampling entlang von Differenzkategorien und Lebenslagen (z.B. Menschen mit Sorgerverpflichtung) sollte nicht zu der Annahme verleiten, ein einzelner Fall repräsentiere die soziale Praxis aller Menschen, die ähnlich positioniert sind.

Die Frage, wie viele Interviews erhoben werden, lässt sich nur mit Blick auf das Gesamtprojekt beantworten. Geht es in erster Linie darum, methodisches Handwerkszeug zu erlernen oder Hypothesen für weitere Forschungen zu generieren, reichen oft schon wenige Interviews aus. Bis zu einer wirklichen Sättigung der generierten Hypothesen und Ergebnisse können aber sehr viele Interviews nötig sein. Bei einem großen Forschungsprojekt mit beispielsweise 50 Interviews kann eher eine Sättigung erwartet werden als bei kleineren Projekten mit 10 bis 20 Interviews. Aber auch hier gibt es mehr oder weniger deutliche Tendenzen. Die Einzelfälle bleiben stärker im Fokus und können besonders gehaltvolle Informationen über unterschiedliche Varianten vorgefundener Muster und Zusammenhänge bieten.

Vom konkreten Vorhaben, dem Forschungsfeld und den vorhandenen Ressourcen hängt es auch ab, auf welche Weise die Gesprächspartner*innen gefunden werden. Egal ob per Suchanzeige, über sogenannte *gate keeper* oder im Schneeballverfahren: Wichtig ist, zu reflektieren, welche ungewollten Einschränkungen durch die gewählte Vorgehensweise vorgenommen werden und diese gegebenenfalls durch das Sampling zu korrigieren. Gerade die Intersektionalitätsforschung zeigt, wie wichtig es ist, sich gezielt mit marginalisierten Positionen im Feld zu beschäftigen und z.B. durch Gespräche mit Interessengruppen die Kriterien der Fallauswahl auf Ausblendungen hin zu überprüfen (zu Methoden der Gewinnung von Interviewpartner*innen vgl. Helfferich 2011: 175f.).

2.4.5 Transkription und Memos

Das Interview wird mit dem Einverständnis der Gesprächspartner*innen aufgezeichnet und transkribiert. Es lohnt sich, eine Transkriptions-Software zu nutzen, die es erlaubt, die Aufnahme langsamer abzuspielen, anzuhalten und einige Sekunden zurückzuspringen. Mittlerweile gibt es auch elektronische Spracherkennung speziell für qualitative Interviews. Mithilfe von Online-Dienstleistern kann die Transkription dadurch zunächst Software-gestützt durchgeführt werden. Die Transkripte müssen zwar korrigiert werden, aber dieses Verfahren bringt bereits jetzt einiges an Zeitersparnis mit sich und wird in den nächsten Jahren voraussichtlich weiter optimiert. Bei der Transkription kann auf gängige Transkriptionsregeln zurückgegriffen werden. Für eine Auswertung nach der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist eine einfache Transkription ausreichend. Eine Feintranskription, die auch Informationen über Tonhöhenverläufe und die Sprechgeschwindigkeit beinhaltet, muss nicht angefertigt werden. Besondere Betonungen, hörbare Emotionen (z.B. Lachen, Seufzen), Abbrüche und längere Pausen sollten allerdings aus dem Transkript hervorgehen.

Es lohnt sich, nach dem Interview Notizen anzufertigen. Hier können beispielsweise Fakten zum Setting des Interviews, Eindrücke und Irritationen vermerkt werden. Diese Notizen werden Memos (Strauss/Corbin 1996: 169–192) oder Postskripte (Witzel 2000: Abs. 9) genannt und ergänzen während des gesamten Erhebungs- und Auswertungsprozesses die erhobenen Daten. Sie dienen dazu, Gedanken der Forschenden festzuhalten. Das können erste Ideen zur Auswertung sein, Hinweise der Interviewpartner*innen oder Reflexionen zum Forschungsprozess.

2.4.6 Sind Gruppendiskussionen geeignet?

Neben dem qualitativen Einzelinterview kommen auch weitere Erhebungsmethoden in Frage, um Daten zu generieren, die mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ausgewertet werden können oder aber die Auswertung von Einzelinterviews ergänzen. In jedem Fall muss die Frage geklärt werden: Lassen sich anhand der erhobenen Daten Selbstpositionierungen herausarbeiten?

Ein häufig genutzter Weg, qualitative Daten zu erheben, ist die Befragung von Gruppen. Gruppendiskussionen eignen sich als Grundlage der Intersektionalen Mehrebenenanalyse aber nur dann, wenn es sich um Realgruppen handelt, z.B. Familien, Wohngemeinschaften, Initiativen oder kleine Vereine, und die Forschungsfrage explizit auf deren kollektive Orientierungsmuster abzielt. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass kollektive Orientierungen und Praxen nicht als Summe von Einzelpositionierungen zu verstehen sind, sondern in gemeinsamen Prozessen als etwas tatsächlich Geteiltes entstehen. Degele hat z.B. Gruppendiskussionen mit Fußballfans durchgeführt, um in einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse deren soziale Positionierungen zu analysieren. Gruppengespräche erlauben es den Menschen, ein Thema entsprechend ihrem kollektiv geteilten Sinnhorizont zu entfalten (Degele 2013: 23).

In größeren Forschungsprojekten können Gruppendiskussionen darüber hinaus auch als ergänzende Erhebungsmethode genutzt werden, um normative Orientierungen auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen vertiefend zu untersuchen (vgl. Abschnitt 2.8). Bei diesem Vorgehen geht es nicht um einzelne Subjekte und ihre sozialen Praxen, sondern um die öffentliche Meinung. So wurden in einem länderübergreifenden Forschungsprojekt zur Frage der Passung des Angebots an und Bedarfs nach sozialstaatlichen Hilfen in Mazedonien und Bosnien-Herzegowina, in dem mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gearbeitet wurde, neben den Einzelinterviews mit Empfänger*innen von Sozialhilfe auch Gruppendiskussionen durchgeführt (Kotevska 2016). Bei den Gruppendiskussionen ging es nicht

darum, die Selbstpositionierung der Gesprächsteilnehmer*innen herauszuarbeiten. Herausgefunden werden sollte, welche Einstellungen in der Bevölkerung gegenüber Sozialhilfeempfänger*innen vorherrschen und welche gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse die Ansichten durchziehen (ebd.: 37). Dazu sind Gruppendiskussionen auch mit Menschen, die sich nicht kennen, sehr gut geeignet. Ein solches Vorgehen setzt allerdings umfangreiche Ressourcen voraus. Mit Gruppendiskussionen geht immer ein zusätzlicher Aufwand bei der Organisation und der Auswertung der Daten einher.

Und noch eine weitere Funktion können Gruppendiskussionen in Forschungsprojekten erfüllen: Oben haben wir bereits auf das Problem hingewiesen, dass die Selbstpositionierungen einzelner Menschen nicht die einer gesellschaftlichen Gruppe repräsentieren. Gruppendiskussionen können dabei helfen, gemeinsame und unterschiedliche Positionen innerhalb von Gruppen von sozial ähnlich verorteten Personen herauszuarbeiten. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wäre bei der Entwicklung eines Forschungsdesigns zu überlegen, ob Gruppendiskussionen Einzelinterviews bei der Datenerhebung ergänzen können. Alternativ können auch im späteren Verlauf des Forschungsprozesses Gruppendiskussionen durchgeführt werden. Auf diese Weise werden die Forschungsergebnisse ins Feld zurückgegeben und dort überprüft (vgl. Abschnitt 2.6 und Kap. 3).

2.5 Subjektkonstruktionen herausarbeiten

Sobald das erste Interview geführt und transkribiert wurde, kann die Auswertung beginnen. Wir befinden uns im ersten Block der Auswertung, in dem sich die Analyse immer auf das einzelne Interview bezieht. Das Ziel dieses ersten Teils der Auswertung – bei Winker und Degele 2009 sind es die Schritte 1 bis 4 – ist es, Subjektkonstruktionen herauszuarbeiten. Dazu wird der Transkriptionstext zunächst auf die drei Materialisierungsebenen hin kodiert: Identitätskonstruktionen, symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen. Auf die-

ser Grundlage wird herausgearbeitet, welche Wechselwirkungen die Interviewperson zwischen den Ebenen herstellt und wie sich die*der Befragte dadurch positioniert. Das Vorgehen erfolgt dabei iterativ und sequenziell. Iterativ bedeutet, dass die Forschenden die einzelnen Schritte nicht nacheinander abarbeiten, sondern im Laufe der Auswertung immer wieder zurückgehen, dabei Neues entdecken, einen Gedanken auch einmal verwerfen. Sequenziell bedeutet, dass der Interviewtext entlang der durch die Narration vorgegebenen Themenstruktur untersucht wird.

2.5.1 Kodieren nach den drei Ebenen

Für den Anfang ist es wichtig, ein Gespür für die Zuordnung von Textstellen zu den Ebenen zu entwickeln. Hierbei kann es helfen, sich den Unterschied von theoretischen Konzepten und empirischen Erscheinungen bewusst zu machen. In den empirischen Daten findet sich überwiegend die Ebene des Alltagserlebens. Nur spezifische Gruppen werden im sozialtheoretischen Vokabular vom Erleben von Herrschaftsverhältnissen berichtet. Erwähnt werden stattdessen zum Beispiel persönliche Werte, Stereotype, Regeln, Gesetze sowie Aussagen über Eigenschaften von sich und anderen (vgl. Abschnitt 1.2).

Das Kodieren der drei Ebenen – Schritte 1 bis 3 bei Winker und Degele – kann parallel durchgeführt werden. Dazu wird der Text sequenziell durchgegangen: Satz(-teil) für Satz(-teil), Sinnabschnitt für Sinnabschnitt werden einzelne Einheiten je nach Ebene markiert. Bei diesem Arbeitsschritt bietet es sich bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse nicht unbedingt an, mit spezieller Software für qualitativer Datenanalyse zu arbeiten, da sich die Programme in der Regel an der qualitativen Inhaltsanalyse und der Grounded Theory orientieren.⁶

6 Die Analyseprogramme sind darauf ausgerichtet, einzelnen Textstellen Codes zuzuordnen und die Textstellen anschließend in Form von komplexen Code-Systemen zusammenzustellen. Auch die Relationen zwischen den Codes können mithilfe der Software visualisiert werden. Letzteres kann für die Intersektionale Mehr-

Deshalb werden die Interviews meist mit unterschiedlich farbigen Textmarkern auf Papier kodiert und die markierten Stellen anschließend in Tabellen übertragen (vgl. Tab. 3). Viele, die zum ersten Mal mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse arbeiten, sind anfangs unsicher, zu welcher Ebene ein Textabschnitt gehört und ob er nicht auch mehreren Ebenen zugeordnet werden kann (was tatsächlich manchmal der Fall ist), und beschäftigen sich verhältnismäßig lange mit diesem Arbeitsschritt. Mit der Zeit entwickeln Forschende dabei eine Routine, so dass die Interviewtranskripte relativ zügig bearbeitet werden können. Vielen gelingt es, ein Interviewtranskript von 20 bis 30 Seiten an einem Tag durchzuarbeiten.

Besonders wichtig ist, dass dieser Teil der Interviewauswertung induktiv erfolgt. Das heißt, dass es hier auf keiner der Analyseebenen darum geht, die gefundenen Textstellen bereits den vier deduktiv gesetzten Herrschaftsverhältnissen zuzuordnen. Auch Interpretationen, die zu theoretischen Abstraktionen führen, sind hier nicht gefragt. Ebenso sollten Korrekturen, etwa wenn Sachverhalte falsch dargestellt werden, lediglich im Memo festgehalten werden. Es gilt die Auffassung der Interviewten. Die Forschenden kümmern sich zunächst nur darum, die drei Ebenen zu identifizieren und lassen das gesprochene Wort darüber hinaus für sich stehen. Die Herausforderung in diesem Arbeitsschritt besteht darin, sich mit interpretativen Aussagen zurückzuhalten und das empirische Material auf sich wirken zu lassen.

2.5.1.1 Identitätskonstruktionen

Identität im Sinne des Intersektionalen Mehrebenenansatzes bezeichnet vielfältige, nicht notwendig kohärente Selbstbeschreibungen, die Subjekte von sich und in Abgrenzung zu anderen artikulieren. Auf dieser Ebene werden also Akte des Über-sich-selbst-Sprechens in den

ebenenanalyse von Vorteil sein, allerdings erfordert ein solches Vorgehen etwas Experimentierfreude. So konnte Schrader bei ihrem softwaregestützten Vorgehen Textstellen für die vertiefende Analyse der sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen entlang von induktiven und deduktiven thematischen Kategorien zusammenzustellen (Schrader 2012: 189-197).

Blick genommen. Häufig – aber nicht ausschließlich – findet sich diese Ebene im empirischen Material in Form von Ich-Aussagen.

Identitäten werden im Intersektionalen Mehrebenenansatz als differenzielle Selbstkonstruktionen verstanden. Winker und Degele beziehen sich damit auf den diskurstheoretischen Identitätsbegriff Halls. Identitätskonstruktionen erfolgen in Abgrenzung gegenüber einem konstitutiven Außen und in Auseinandersetzung mit »unterschiedlichen, ineinandergreifenden [i. Orig. *intersecting*, die Verf.], auch antagonistischen Diskursen, Praktiken und Positionen« (Hall 2004: 171). Deshalb betonen Winker und Degele, dass Identitäten auf der Unterscheidung »zwischen dem Selbst und dem Anderen« (Winker/Degele 2009: 59) beruhen. Tatsächlich sprechen Menschen oft explizit in Abgrenzung zu anderen über sich selbst. Aber auch mit auf den ersten Blick »neutralen« Erzählungen über das eigene Alltagshandeln sagen Menschen etwas über sich selbst als handelndes Subjekt aus. Und wichtig ist auch: Abgrenzung geht nicht immer mit Abwertung einher. Jemand, der*die sagt: »Ich kann mich nicht in Leute reinversetzen, die wirklich arm sind«, wertet arme Menschen nicht notwendigerweise ab, sondern benennt zunächst einmal eine Differenz.

Beispiele für Aussagen, die der Identitätsebene zugeordnet werden, sind Ich-Aussagen, Bewertungen eigener Praxen und Aussagen über Gefühle und Befinden:

- »Ich bin ein echter Familienmensch.«
- »Ich wollte eigentlich nie diese Verantwortung tragen.«
- »Ich kümmere mich viel um meine Mutter. Ich rufe zweimal die Woche an und wasche ihre Wäsche, wenn ich dort bin.«
- »Freundschaften, also meine Freundinnen und Freunde sind mir total wichtig.«
- »Das hat mich total fertiggemacht.«
- »Mir geht es eigentlich ganz gut mit dieser Entscheidung.«

Schwieriger ist es, wenn die Befragten keine Ich-Sätze nutzen, aber trotzdem über sich sprechen. Ob es sich um eine Aussage über die

eigene Person handelt oder über Dritte – und dann gegebenenfalls indirekt eine Aussage über sich ist –, muss aus dem Kontext erschlossen werden. Nehmen wir beispielsweise den Satz: »Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt«. Die Zuordnung dieses Satzes unterscheidet sich je nach Kontext:

- Beispiel I: Auf die Frage »Was haben Sie nach dem Abitur gemacht?« erzählt der Interviewpartner: »Na ja, man überlegt sich halt: Ausbildung und gleich Geld verdienen oder erstmal an die Uni? Ich habe mich dann eingeschrieben. Aber das lief nicht so richtig. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt.«
- Beispiel II: Auf die Frage »Was haben Sie nach dem Abitur gemacht?« antwortet eine Interviewpartnerin: »Dass ich studieren würde, war damals gar keine Frage. Ich habe in der Zeit eigentlich nicht hinterfragt: Will ich das eigentlich? Das war bei anderen anders aus meinem Jahrgang. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt.«
- Beispiel III: Auf die Frage »Wo sehen Sie sich herausgefordert in ihrem Arbeitsalltag?« antwortet eine Mitarbeiterin der Studienberatung: »Schwierig ist es immer, wenn du mit Leuten zu tun hast, die noch gar nicht verstanden haben, was Uni ist, also wie das hier so grundlegend funktioniert. Besonders, wenn sie das nicht merken oder nicht zugeben in der Beratung. Da fehlt mir oft der Ansatz und ich bin auch genervt, auch wenn ich natürlich Verständnis dafür hab. Man hat es einfach auch schwerer, wenn man nicht aus einer Akademikerfamilie kommt. Dann ist das hier alles erstmal neu.«

In Beispiel I spricht der Interviewpartner über sich, auch wenn er dabei unpersönlich formuliert (»man«) und die 2. Person Singular (»du«) verwendet. Der Sprechende zeigt in diesem Zusammenhang an, dass seine Eltern keine Akademiker*innen sind. Durch die Verwendung von »du« und »man« wird ein Bezug zwischen den eigenen Erfahrun-

gen und den sozialen Strukturen hergestellt. Es handelt sich um eine Wechselwirkung zwischen Identitätsebene und sozialer Struktur. In Beispiel II spricht die Interviewpartnerin ebenfalls über sich. Allerdings handelt es sich hierbei um eine Aussage auf Identitätsebene, die durch Abgrenzung zustande kommt. Ihre Eltern sind Akademiker*innen, weshalb das Studium als nächster Schritt nach dem Abitur nicht hinterfragt wurde. In Beispiel III geht es dagegen nicht um die Identität der Interviewpartnerin. Ob sie selbst aus einer Akademiker*innenfamilie kommt, wäre möglicherweise eine interessante Nachfrage, die allerdings aufgrund des angesprochenen Problems der Reifizierung erst gegen Ende des Interviews gestellt werden sollte. Aber zunächst geht es hier um die Ebene der symbolischen Repräsentation und der sozialen Struktur: Sie verweist auf die symbolische Ordnung der Universität (»was Uni ist«) und das diskursiv geteilte Wissen über die Vorteile, die Studierende aus Akademiker*innenfamilien an deutschen Universitäten haben (»man hat es einfach auch schwer«). Die Identitätsebene steckt in diesem Beispiel in den Aussagen über den fehlenden »Ansatz«, das Genervt-Sein und das Verständnis, das sie gegenüber dieser Herausforderung mitbringt.

Es wird deutlich, dass sich auf der Ebene der Identitätskonstruktionen nicht nur Ich-Aussagen finden. Auch Aussagen in der 1. Person Plural (»wir«) können der Ebene der Identitätskonstruktionen zugeordnet werden. Und auch hier ist es möglich, dass Personen sich von den Identitäten von Gruppen, denen sie sich zugehörig fühlen, gleichzeitig abgrenzen oder für sich diese Zugehörigkeit in Frage stellen:

- »Ich spiele noch in einer anderen Band. Wir verorten uns als queer-feministisch. Aber ich frag mich in letzter Zeit, ob das eigentlich noch der politische Kontext ist, in dem ich mich richtig fühle.«

Wenn es um kollektive Akteur*innen geht, z.B. Freundeskreise oder soziale Bewegungen, können auch Aussagen über diese Kollektive Teil der Identitätskonstruktion sein. Dies wird von den Befragten im weiteren Kontext dieser Aussagen etabliert. Oftmals verweisen sie dabei

zugleich auf symbolische Repräsentationen, also z.B. Werte oder Stereotype, die mit dem Kollektiv in Verbindung gebracht werden und die die Befragten für sich übernehmen oder von denen sie sich abgrenzen.

- »In unserer Kultur spielt Familie eine ganz wichtige Rolle.«
- »Ich würde mich schon als Öko bezeichnen. Das sind ja jetzt auch nicht alles nur Hippies in zerfetzten Klamotten.«

Wir sehen schon hier, dass Menschen in ihren Ausführungen immer auf die drei Materialisierungsebenen Bezug nehmen. Die Bedeutung der Aussagen erschließt sich nicht aus den Aussageteilen, die einzelnen Ebenen zugeordnet werden können, sondern aus der Relation zwischen den Ebenen.

2.5.1.2 Symbolische Repräsentationen

Symbolische Repräsentation definieren Winker und Degele als kollektive Deutungen der Lebensbedingungen. Da sich diese nicht deterministisch aus sozialen Strukturen ergeben, sondern in der sozialen Praxis entwickelt werden, sind sie wandelbar und umkämpft. Anhand von Interviews können wir analysieren, wie sich Menschen im Einzelnen zu den für sie relevanten gesellschaftlichen Bedingungen verhalten: »Repräsentationen bilden Strukturen nicht einfach ab. Vielmehr stellen sie den normativen Möglichkeitsraum ihrer Legitimität und Legitimation zur Verfügung.« (Winker/Degele 2009: 77) Im empirischen Material finden sich Normen, Stereotype, Werte und Bewertungen. Ergänzen lassen sich zudem Normalismen. Normalismus ist ein Begriff von Jürgen Link, der eine Sichtweise auf soziale Sachverhalte bezeichnet, die durch Statistiken geprägt wird. Normalismen sind Annahmen darüber, dass sich die Dinge natürlicher- bzw. normalerweise im Sinne einer Normalverteilung verhalten (Link 2006). Zum Beispiel gehen die meisten Menschen davon aus, dass die Intelligenz der meisten Menschen im mittleren Bereich liegt und nur wenige Menschen über eine sehr geringe oder sehr hohe Intelligenz verfügen. Dabei sind sowohl das Konzept von Intelligenz wie auch die Vorstel-

lung einer Gauß'schen Normalverteilung von intellektuellen Fähigkeiten Produkte wissenschaftlicher Diskurse, die in hohem Maße von Herrschaftsverhältnissen geprägt sind. Die Vorstellung, dass die Normalverteilung sich auf die meisten gesellschaftlichen Sachverhalte übertragen lässt, ist eine kulturelle Konstruktion, die sehr wirkmächtig ist, z.B. wenn sie als Begründung etwa für die ungleiche Verteilung von Ressourcen genutzt wird.

Aussagen auf der Ebene symbolischer Repräsentationen setzen sich mit gesellschaftlichen Diskursen auseinander. Das schließt sowohl den allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs ein, den Link als Elementardiskurs bezeichnet (ebd.: 19), als auch Spezialdiskurse oder die Diskurse in speziellen Subkulturen. Bei der Analyse ist es wichtig, den jeweiligen diskursiven Rahmen zu verstehen, denn mit ihrem Sprechen positionieren sich die Befragten zu diesem Rahmen. Wenn sie etwas als Normalität, als anerkanntes Wissen oder gar natürliche Ordnung darstellen, stützen sie die hegemoniale diskursive Ordnung. Das haben auch Winker und Degele im Blick, wenn sie mit Blick auf die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen schreiben: »Symbolische Repräsentationen wirken sowohl als Ideologien und Normen der Rechtfertigung für Ungleichheit wie auch als Sicherheitsfiktion struktur- wie identitätsbildend« (Winker/Degele 2009: 59). Subjekte können Diskurse aber auch herausfordern, unterlaufen und destabilisieren (ebd.: 84), indem sie sich davon abgrenzen, auf Widersprüche hinweisen oder andere Normen und Wertvorstellungen geltend machen – sich also in gegenhegemonialen Diskursen verorten. Tabelle 2 zeigt unterschiedliche Beispiele für verschiedene Aussagen auf der Ebene symbolischer Repräsentationen, die hegemoniale Diskurse stützen oder sich gegen sie wenden.

Tabelle 2: Beispiele für symbolische Repräsentationen

Formen symbolischer Repräsentationen	Hegemoniale Diskurse	Gegenhegemoniale Diskurse
Normen	»Irgendwann sollte man sich halt auch überlegen, wo es hingehen soll im Leben.«	»Ich finde, man muss sein Leben überhaupt nicht vor allem an Arbeit ausrichten.«
Stereotype	»Die sah auch gar nicht aus wie ein richtiges Mädchen.«	»Wenn ein Junge Lust hat, einen Rock zu tragen, ist das doch schön.«
Werte	»Blut ist dicker als Wasser. Familie ist einfach das Wichtigste.«	»Freundschaft kann genauso wichtig sein wie Familie. Oder wichtiger. Immerhin sucht man sich seine Freunde selbst aus.«
Normalismen	»Kurven können bei Frauen ja durchaus schön sein. Aber das hatte nichts mehr mit Ästhetik zu tun, das war einfach nur krank.«	»Den Body-Mass-Index müssen wir abschaffen, weil er einfach nichts darüber aussagt, ob ein Körper gesund oder krank ist.«

2.5.1.3 Soziale Strukturen

Auf der Ebene der sozialen Strukturen bestimmt der Intersektionale Mehrebenenansatz vier Herrschaftsverhältnisse in ihrem Bezug zum Kapitalismus. Es handelt sich dabei um Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen (vgl. Abschnitt 1.3). Winker und Degele setzen die Herrschaftsverhältnisse also jeweils in den Plural. Dies deutet bereits darauf hin, dass soziale Strukturen und die damit verbundenen Herrschaftsverhältnisse sich im empirischen Material in mannigfaltiger Weise zeigen können. Winker und Degele sprechen von »gefundenen strukturellen Gegebenheiten, die soziale Praxen im Alltag beeinflussen« (Winker/Degele 2009: 86). Wir gehen mit den beiden Autorinnen davon aus, dass sich soziale Strukturen in der Praxis materialisieren und auf diese Weise unserer Erfahrung zugänglich werden. Ein Beispiel dafür, wie sich eine soziale Struktur auf

unterschiedliche Weisen materialisiert, ist das Privateigentum. Das Privateigentum ist grundlegend für den Kapitalismus und muss deshalb in kapitalistischen Gesellschaften abgesichert werden, z.B. durch Gesetze, die bei Übertretungen Sanktionen nach sich ziehen. Ebenso können Zäune und Schlösser als materialisierte soziale Praxen der Absicherung des Privateigentums betrachtet werden.

Weil soziale Strukturen in ganz unterschiedlicher Form auftauchen, wird auch in diesem Schritt der Interviewkodierung induktiv vorgegangen. Es geht an dieser Stelle noch nicht darum, zu analysieren, inwiefern eine befragte Person etwa mit Bodyismen und Rassismen konfrontiert wird.⁷ Erst einmal soll lediglich festgehalten werden, welche Verweise auf soziale Strukturen die Befragten konkret vornehmen. Winker und Degele gehen davon aus, dass Menschen die sozialen Strukturen, »innerhalb derer sie handeln« (ebd.: 85), in ihrem Sprechen sichtbar machen. Wenn soziale Strukturen für die Selbstpositionierung von Bedeutung sind, verweisen Menschen auf die Formen, in denen sich soziale Strukturen für sie erfahrbar gesellschaftlich materialisieren. Das sind z.B. Institutionen oder Gesetze (ebd.). Auch Verweise auf Formen der Arbeitsteilung sind auf dieser Ebene zu entdecken, oft in Form von Aussagen über Zeitstrukturen (vgl. Tab. 3).

Beispiele für Interviewsequenzen, die Verweise auf die Ebene sozialer Strukturen enthalten:

- a. »Wir sind mit der Familie 1992 nach Deutschland gekommen. Ich bin dann gleich nach dem Sommer eingeschult worden. Also wie-

7 Hier weichen wir von Winker und Degele (2009) ab, die vorschlagen, die Codes auf Strukturebene »den von uns auf der Strukturebene deduktiv vorgegebenen vier Kategorien – Klasse, Geschlecht, Rasse, Körper – zu[zuordnen]« (ebd.: 86). Die Erfahrungen in der Forschungspraxis zeigen, dass die Zuordnung an dieser Stelle verfrüht ist, da oft erst in der vertiefenden Analyse der Zusammenhang zwischen den vorgefundenen strukturellen Gegebenheiten und den miteinander verwobenen Herrschaftsverhältnissen greifbar wird (vgl. auch Winker 2012: 22). Zudem wird eine Zuordnung von Aussagen auf Strukturebene zu *einem* Herrschaftsverhältnis dem intersektionalen Charakter von Herrschaft oft nicht gerecht.

der in die erste Klasse, obwohl ich da schon acht war.« – Verweis auf Schule und Entscheidungen über Einschulung eines Kindes im Migrationsprozess.

- b. »Ich hatte echt Angst, dass sie mich rausschmeißen und ich dann wieder bei Hartz lande. Deshalb habe ich nichts gesagt, obwohl mir klar war, dass mein Chef sich unmöglich verhält.« – Verweis auf Arbeitslosengeld II, das umgangssprachlich Hartz 4 genannt wird, und ungleiche Machtverhältnisse am Arbeitsplatz.
- c. »Diese Residenzpflicht für Geflüchtete zum Beispiel ist auch richtig fies. Das muss man sich mal vorstellen: In Deutschland dürfen die den Landkreis nicht verlassen!« – Verweis auf die als Residenzpflicht bekannte Auflage für Personen im Asylverfahren.
- d. »Ich hab' ja gelesen, die Regelstudienzeit ist drei Jahre. Das kann ich gar nicht schaffen mit Arbeit und so. Bafög krieg ich nicht, weil ich schon die Ausbildung hab.« – Verweis auf Regelstudienzeit, Bafög und die Notwendigkeit zur Lohnarbeit.

In den Beispielen verweisen Menschen auf verschiedene Formen materialisierter sozialer Strukturen. Sie werden durch staatliche Institutionen, Gesetze und Verordnungen erfahrbar, aber auch in der Arbeitswelt (wie in Beispiel b.). Überwiegend geht es um soziale Strukturen, die für die Sprecher*innen unmittelbar von Bedeutung sind: Die Einschulung in die erste Klasse in Beispiel a. und die Angst davor, nach einem Jobverlust wieder ALG II beziehen zu müssen in Beispiel b. Im Beispiel c. ist es anders: Die befragte Person spricht über die Residenzpflicht, eine materialisierte soziale Struktur, die nicht die Sprechende selbst, sondern andere direkt betrifft (»die«). Die Empörung über die als ungerecht empfundene Residenzpflicht kann aber auch für eine Person, die nicht davon betroffen ist, relevant sein, um sich selbst zu positionieren. Die Beispiele c. und d. verdeutlichen noch einen weiteren wichtigen Punkt: Nicht immer kennen die Befragten die Gesetze und Regeln, die sie auf Ebene der sozialen Strukturen benennen, genau. So bezieht sich die Residenzpflicht auf Personen im Asylverfahren oder Personen mit Geduldeten-Status. Die Auflagen unterscheiden

sich zwischen den Bundesländern und nur einige begrenzen die Bewegungsfreiheit sogar auf den Bezirk oder den Kreis. Die Befragte in Beispiel d. verwechselt möglicherweise die Regelstudienzeit mit der maximal erlaubten Studiendauer und scheint nicht zu wissen, dass auch Menschen, die bereits eine Ausbildung absolviert haben, Bafög beziehen können. Solche Unstimmigkeiten können für die Analyse im späteren Verlauf von Bedeutung sein, müssen es aber nicht. Für eine Selbstpositionierung als Mensch, der die deutsche Asylgesetzgebung ungerecht findet und sich solidarisch für andere Menschen einsetzt, ist eine solche Ungenauigkeit wahrscheinlich unerheblich. Wenn aber eine Gruppe von Befragten aufgrund von fehlendem Wissen über Themen wie Studiendauer und Bafög kein Studium ergreift, muss dieser Zusammenhang auf Basis des empirischen Materials herausgearbeitet werden. Dies erfolgt jedoch im späteren Verlauf der Analyse. Zunächst geht es darum, die Selbstpositionierungen herauszuarbeiten, die die Befragten durch die Bezüge auf die drei Ebenen vermitteln.

2.5.2 Subjektkonstruktionen formulieren

Nachdem die drei Ebenen im Interview identifiziert sind, geht es jetzt darum, die zentralen Subjektkonstruktionen der Befragten zu formulieren. Aus Sicht der Befragten handelt es sich dabei um Selbstpositionierungen.⁸ Ziel dieses Schrittes ist es, eine erste Verdichtung des empirischen Materials durchzuführen: Neben das transkribierte Interview treten jetzt die von den Forschenden formulierten Subjektkonstruktionen, anhand derer zentrale Selbstpositionierungen der Befragten greifbar werden. Für das Finden und Formulieren der Subjektkonstruktionen kann es hilfreich sein, sich folgende und ähnliche

8 Anfangs sprachen Winker und Degele bei diesem Schritt von »zentralen Identitätskategorien« (Winker/Degele 2009: 86). Da durch diese Bezeichnung die für diesen Schritt zentrale Identifikation der Wechselwirkungen »begrifflich nicht adäquat hervorgehoben« (Winker 2012: 20, Anm. 2) wird, sprechen sie heute von Subjektkonstruktionen bzw. Selbstpositionierungen.

Fragen zu stellen (Hausotter 2018: 73): Wovon grenzt sich die interviewte Person ab? Welche Wünsche hat sie? Was bewertet sie positiv? Worunter leidet sie? Was empfindet sie als Ergebnis eigener Anstrengungen und was nimmt sie als gegeben an? Wo stellt sie sich als aktiv oder passiv dar? Wichtig ist es dabei, möglichst nah an der Sprache der Befragten zu bleiben.⁹ Es geht also auch an dieser Stelle noch nicht darum, theoretisch zu abstrahieren, wohl aber die Selbstpositionierung herauszuarbeiten und auf den Punkt zu bringen. Ein anschauliches Beispiel für die Unterscheidung von Subjektkonstruktionen und Identitätskonstruktionen findet sich bei Kathrin Schrader:

»Identitätskonstruktionen nehmen nur Aussagen auf der Identitätsebene auf. Zum Beispiel, ›Ich bin eine ehrgeizige Wissenschaftlerin‹. Während Subjektkonstruktionen hingegen die Wechselwirkung der drei Ebenen von Identität, Repräsentation und Struktur beschreiben. Zum Beispiel, ›Ich bin eine ehrgeizige Wissenschaftlerin, es gibt mittlerweile viel zu viele und nur die, die sich wirklich anstrengen, können etwas werden. Das finde ich richtig.« (Schrader 2013: 183)

Hinsichtlich des Maßes an Interpretation ergibt sich ein Spannungsverhältnis »zwischen einer konsequenten Wiedergabe des tatsächlich Gesagten und einer Analyse des Interviewtextes im Hinblick auf latente Selbstpositionierungen« (Hausotter 2018: 90). Es ist insbesondere von der Erzählweise der interviewten Person, aber auch vom Forschungsthema und vom Interviewstil abhängig, ob Forschende das Gesagte nah an der Transkription verdichten oder – begründet – das vermutlich Gemeinte in den Subjektkonstruktionen abbilden.

9 In der Regel werden dabei die Fremd- und Selbstbezeichnungen der Interviewten verwendet, auch wenn es sich dabei aus Sicht der Forschenden um diskriminierende Begriffe handelt. Wer diskriminierende Begriffe oder Konstrukte an dieser Stelle nicht unhinterfragt stehen lassen möchte, kann eigene Kommentare z.B. in Fußnoten einbringen. Eine Kontextualisierung und Interpretation erfolgt in der Regel dennoch getrennt von der Herausarbeitung der Subjektkonstruktionen im folgenden Analyseblock.

Wie erkennt man die zentralen Subjektkonstruktionen der Befragten? Nach Winker und Degele geht es darum zu bestimmen, welche Identitätskategorien für die Befragten besonders wichtig sind, um sie dann in ihren Wechselwirkungen mit symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen näher zu untersuchen. Hinweise auf Subjektkonstruktionen sind demnach Identitätskonstruktionen, die oft vorkommen oder »in einer metaphorisch verdichteten und/oder emotionalen Phase des Interviews auftauchen« (Winker/Degele 2009: 86). In dichten, emotionalen Interviewpassagen finden sich oft auch »viele Bezüge zwischen den drei Ebenen« (Ganz 2018: 117), weil Menschen in ihrem Sprechen wichtige Identitätskonstruktionen normativ absichern oder sich von normativen Bildern abgrenzen und zeigen, inwiefern soziale Verhältnisse sie in ihrer Entwicklung geformt haben oder behindern. Bezüge zur Identitätsebene sind unabdingbar, um Selbstpositionierungen herauszuarbeiten. Es müssen aber nicht zwangsläufig Bezüge zwischen allen drei Ebenen gegeben sein.

Beim Herausarbeiten der zentralen Subjektkonstruktionen ist es hilfreich, bereits beim Kodieren des Interviews diejenigen Stellen zu notieren, die besonders herausstechen. Im Anschluss nimmt man sich am besten einen Erzählabschnitt des Interviews und überträgt die Codes in eine Tabelle mit drei Spalten für die drei Ebenen, also die sozialen Strukturen, Identitätskonstruktionen und die symbolischen Repräsentationen. Dass die Identitätsebene dabei in der Mitte steht, hat sich als sinnvoll erwiesen, weil zentrale Aussagen auf der Identitätsebene oft Ankerpunkte für Subjektkonstruktionen sind. Wenn man sich die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen grafisch durch Pfeile oder Ähnliches verdeutlichen will, ist es praktisch, wenn die Identitätsebene in der Mitte steht. Die oberste Zeile der Tabelle wird später die Subjektkonstruktion enthalten (vgl. Tab. 3). Die Codes werden, wenn möglich, wörtlich übertragen, längere Codes können auch gekürzt werden. Durch die Anordnung der Codes in den Zeilen sollte der Textzusammenhang noch erkennbar sein. Wichtig ist auch hier, dass keine interpretierenden Ergänzungen oder Zuspitzungen vorgenommen werden und nur mit Identitätskonstruktionen gearbeitet wird, die

von der befragten Person selbst kommen. Auf dieser Grundlage können nun die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen betrachtet werden. Hierbei gilt es, »verschiedene Formen und Verschiebungen von Ein- und Auswirkungen konzeptuell und begrifflich einzufangen und Widersprüche empirisch zu rekonstruieren und zu erklären« (Winker/Degele 2009: 79). Die vielfältigen Beziehungen, die von der interviewten Person zwischen den Ebenen hergestellt werden, sollen sich in den Subjektkonstruktionen wiederfinden: Begründungen, Legitimierungen, Kongruenzen genauso wie Zweifel, Widersprüche und Infragestellungen. Zur Unterstützung kann es hilfreich sein, sich eine Systematik zu geben. Beispielsweise lässt sich, dem Kodierparadigma der Grounded Theory folgend, bei den Wechselwirkungen berücksichtigen, »inwiefern sie Bedingungen, Strategien, Konsequenzen etc. des ausgemachten Phänomens sind« (Carstensen/Winker/Ballenthien 2014: 39). Ebenso ist es möglich, die Analyse von Handlungsfähigkeit bereits systematisch mit dem Herausarbeiten der Subjektkonstruktionen zu beginnen. Mithilfe von Leitfragen können dazu die Bezüge zu den drei Analyseebenen auf Elemente restriktiver und erweiterter Handlungsfähigkeit untersucht werden (Nowak/Hausotter/Winker 2012: 19f., zum zugrunde liegenden Begriff von Handlungsfähigkeit vgl. 1.4).

Tabelle 3 zeigt, wie eine Subjektkonstruktion gebildet wird. Sie stammt aus der Arbeit von Hausotter zu Prekarisierungserfahrungen junger Ingenieur*innen. Einige Interviewzitate sind in diesem Beispiel mehreren Ebenen zugeordnet. Diese enthalten dichte Aussagen, in denen Bezüge zwischen den Ebenen hergestellt werden. In diesen Fällen ist jeweils der Teil der Aussage, auf den sich die Zuordnung bezieht, kursiv gesetzt. Die Tabelle veranschaulicht, dass sich die Zuordnung zu den Ebenen nicht unmittelbar aus den getätigten Aussagen ableiten lässt. Ebenso wenig können die Hypothesen der Forschenden über die gesellschaftliche Bedeutung der von den Interviewten genannten Sachverhalte an dieser Stelle als Orientierung dienen. Maßgeblich ist stattdessen die Zuordnung, die sich im Interviewzusammenhang zeigt und von der interviewten Person – auch implizit – hergestellt wird. Das Thema Selbstverwirklichung im Beruf

ist im folgenden Beispiel der Repräsentationsebene zugeordnet, weil der Interviewte in der betreffenden Passage darüber spricht, dass in seiner Wahrnehmung teilzeiterwerbstätigen Eltern der Wunsch nach beruflicher Selbstverwirklichung abgesprochen werde. Das Wissen der Forschenden über die ideologische Bedeutung von beruflicher Selbstverwirklichung im Kapitalismus ist für die Zuordnung zur Repräsentationsebene nicht von Bedeutung, kann aber als Memo für die vertiefende Analyse festgehalten werden.

Auf Grundlage einer solchen Tabelle ist es möglich, zunächst eine, dann mehrere Subjektkonstruktionen der Befragten herauszuarbeiten. Dabei geht es nicht darum, »so etwas wie das Wesen der Person« (Schrader 2012: 55) darzustellen, denn auch »in den einzelnen Konstruktionen [sind] immer wieder Brüche und Widersprüche zu finden [...], die einer Eindeutigkeit und Kohärenz entgegenstehen« (ebd.). Gerade diese Brüche und Widersprüche interessieren uns, wenn es darum geht, wie sich Menschen durch ihre sozialen Praxen in gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen selbst verorten – allerdings nicht, um sie von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus zu »entlarven«. Es ist wichtig, an dieser Stelle bei den Konstruktionen der Menschen zu bleiben. Im Zuge des sequenziellen Vorgehens bei der Analyse werden die Subjektkonstruktionen Schritt für Schritt verdichtet. Wie viele Subjektkonstruktionen pro Interview entstehen, hängt vom Umfang des Interviews ab, aber auch vom Umfang des Forschungsprojekts. Gerade bei kleineren Projekten ist es sinnvoll, die Analyse auf wenige, sehr aussagekräftige Subjektkonstruktionen zu reduzieren. Die Subjektkonstruktionen können außerdem unterschiedlich dicht gebildet werden. So wären etwa im hier vorgestellten Beispiel auch mehrere kurze Subjektkonstruktionen denkbar.

Es hat sich als hilfreich erwiesen, auf der Basis solcher Auswertungstabellen zu jeder Subjektkonstruktion eine Erläuterung zu schreiben. Damit liegen analytische Zusammenfassungen der Interviews vor, die es erlauben, den Überblick über das empirische Material zu behalten, und die gleichzeitig zur kommunikativen Validierung eingesetzt werden können (vgl. Abschnitt 2.6).

Tabelle 3: Subjektkonstruktionen herausarbeiten (Hausotter 2018: 77)

Subjektkonstruktion		
<p>Herr Dohm lebt sehr bewusst ein bestimmtes Familienmodell. Er und seine Frau sind beide in Teilzeit erwerbstätig, um viel Zeit mit den Kindern zu verbringen. Er ist sehr glücklich, dass er dieses Wunschmodell leben kann. Gleichberechtigung haben sie realisiert. Aber es bedeutet viel Abstimmung, viele Kompromisse und ihnen fehlt Zeit zu zweit. Als aktiver Vater ist er in der Minderheit, und sie bekommen für ihr Lebensmodell kaum Anerkennung durch das Umfeld oder die Gesellschaft.</p>		
Ebene der soziale Strukturen	Ebene der Identitätskonstruktionen	Ebene der symbolischen Repräsentationen
<p>Kind und Berufseinstieg gleichzeitig zu arrangieren ist ein Problem. Meine Frau <i>arbeitet Teilzeit</i> und möchte sich da trotzdem verwirklichen. Management der Familie kompliziert, tariieren wir miteinander aus.</p>	<p>Im Zusammenhang Familie/ Beruf ist Familie bei mir ein wichtiger Aspekt.</p>	<p>Meine Frau arbeitet Teilzeit und möchte sich da <i>trotzdem verwirklichen</i>.</p>
<p>Verbreitetes Modell im Freundeskreis ist beide Vollzeit mit Ganztagsbetreuung außer Haus.</p>	<p>Ich bin einer der wenigen Väter, die auch mittags die Kinder abholen.</p>	<p>Kaum offene Ablehnung unseres Modells, aber nicht voll akzeptiert. Niemand klopf dir auf die Schulter und sagt: Toll, wie ihr das hinkriegt.</p>
	<p><i>Ich glaube, dass nicht nur persönliches Fortkommen und Geldvermehrung Ziel des Menschen ist, sondern familiäre Situation trägt zum persönlichen Glück bei.</i></p>	<p><i>Ich glaube, dass nicht nur persönliches Fortkommen und Geldvermehrung Ziel des Menschen ist, sondern ...</i> Sehr langsam verändert sich die gesellschaftliche Stimmung; Gegenwind vom älteren Managerschlag.</p>
<p>Drei Kinder ist wesentlich mehr als Durchschnitt</p>	<p>Komme aus Großfamilie, wollte immer eigene Familie und relativ viele Kinder.</p>	

<p>Ein Jahr Vollzeitjob und Teilzeithausarbeit und Familienarbeit...</p> <p>Seit drittem Kind in Teilzeit, wird jährlich mit Vorgesetztem neu festgelegt, derzeit 25 Wochenstunden.</p>	<p>Ein Jahr Vollzeitjob und Teilzeithausarbeit und Familienarbeit, <i>danach war ich ziemlich kaputt.</i></p>	
<p>Man muss Kompromisse finden, sich stark abstimmen. Die Zeit zu zweit ist gering. Elternarbeit in privater, freier Kita und Schule. Familie und Gelderwerb wirklich gleichberechtigt aufgeteilt.</p>	<p>Ich und meine Frau einig, wie wir uns Familienleben vorstellen, und setzen das relativ gut um.</p>	
<p>Zeitpläne bestimmt durch Abholzeiten der Kinder, Teilzeitjobs und Elternarbeit; kaum Spielraum für Zeit zu zweit.</p>	<p>Getrieben durch abzugleichende Terminkalender. Nanny gegen unsere Grundsätze.</p>	

Die Kunst bei der Herausarbeitung von Subjektkonstruktionen besteht darin, Formulierungen zu wählen, die die zentrale Positionierung der Person schnell vermitteln. Dazu sollten weitestgehend Worte und Formulierungen übernommen werden, welche die*der Interviewte selbst verwendet, um zu verhindern, dass die Selbstpositionierung durch die Interpretationen der Forschenden unsichtbar gemacht wird. Die drei analytischen Ebenen des Intersektionalen Mehrebenenansatzes – die Identitätsebene, die symbolischen Repräsentationen und die Strukturebene – sollen dabei in der Subjektkonstruktion möglichst gut erkennbar sein.

Die folgende Subjektkonstruktion stammt aus einem fiktiven Interview mit einer 34 Jahre alten zweifachen Mutter.

»Irina Küster sieht ein Spannungsverhältnis zwischen ihrem Anspruch, nach einem langen Arbeitstag für ihre Kinder da zu sein und ihnen z.B. durch das gemeinsame Familienbett ein Gefühl von Geborgensein zu vermitteln, und ihrer Rolle als Partnerin, die ein erfülltes Beziehungs- und Sexleben für sich und ihren Mann ermöglichen will.«

Die mit dem Pseudonym Irina Küster benannte Person hat im Interview über die Herausforderung gesprochen, viel gemeinsame Zeit mit den Kindern zu verbringen und gleichzeitig ein auch in sexueller Hinsicht erfülltes Beziehungsleben zu realisieren. Die Subjektkonstruktion vermittelt, wie das Dilemma von Irina Küster entlang der drei Analyseebenen entsteht. Auf der Identitätsebene formuliert sie zwei Ansprüche: Ihr ist sowohl wichtig, den Kindern viel Nähe zu geben, als auch ein aktives Sexleben mit ihrem Mann zu haben. Der individuelle Anspruch steht im Wechselverhältnis zu wirkmächtigen Diskursen auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen: Der Diskurs um ein geborgenes Aufwachsen auf der einen Seite, aus dem auch der Begriff des Familienbettes stammt, den Irina Küster verwendet, sowie die Norm, dass zu einer gelingenden Beziehung auch eine gelebte Sexualität gehöre. Auf der Ebene der sozialen Strukturen spricht Irina Küster zudem die mangelnde Zeit an. Alle genannten Aspekte finden sich in der oben formulierten Subjektkonstruktion.

Eine anders formulierte Subjektkonstruktion zu Irina Küster soll uns hier als Negativbeispiel dienen, um einige Probleme zu verdeutlichen, die häufig vorkommen:

»Irina Küster sieht sich der dichotomen symbolischen Repräsentation ›Heilige und Hure‹ ausgesetzt, weil sie sich als Frau einerseits für ein erfülltes Sexualleben in ihrer Partnerschaft verantwortlich sieht und andererseits im Alltag vor allem die Mutterrolle ausfüllen muss.«

Was ist hier falsch? Irina Küster selbst hat das Doppelbild ›Heilige und Hure‹ nicht verwendet. Sie benutzt auch nicht die Begriffe Dichotomie oder symbolische Repräsentation. Oftmals neigen Forschende aber dazu, das, was sie in den Interviews aufgrund ihres theoretischen Vorwissens zu sehen glauben, in die Subjektkonstruktion einfließen zu lassen. Das sollte an dieser Stelle nicht passieren, da zunächst die Selbstpositionierung der Befragten in ihren eigenen Worten im Mittelpunkt steht. Dazu ist es nötig, genau zu arbeiten: Würde man hier etwa schreiben, dass sich Irina Küster ›verantwortlich‹ für das

Sexualleben fühle, wird ihr eigener Anspruch nicht sichtbar. Hier müsste geprüft werden, wie sie ihren Anspruch im Interview genau formuliert. Sagt sie: »Das ist ja auch mein Job als Frau, dass wir ein gutes Sexleben haben und ich meinem Mann da was bieten kann, dass er auch das Interesse nicht verliert«, oder sagt sie: »Sex ist mir ja zum Beispiel auch wichtig, also dass wir da auch zu unserem Spaß kommen. Das schweißst ja auch zusammen als Paar, im wahrsten Sinne des Wortes«? Schließlich ist hier von »Mutterrolle im Alltag« die Rede. Dabei hat Irina Küster aber nicht von ihrer Rolle als Mutter gesprochen, sondern von einem spezifischen Konzept von Elternschaft. Der Diskurs des Geborgen-Aufwachsens wird in dieser Subjektkonstruktion nicht aufgegriffen. Auf diese Weise gehen einige Spezifika verloren und Irina Küster würde zu Recht selbst sagen: Das bin ich nicht! So sehe ich mich nicht! Theoretische Überlegungen wie etwa das Bild der ›Heiligen und Hure‹ können durchaus mitgeführt werden. Dies sollte allerdings in einem Memo passieren und nicht in der Subjektkonstruktion, so dass auch nach der Beschäftigung mit vielen weiteren Interviews immer klar ist: Das Bild kommt von der*dem Forschenden und nicht von der interviewten Person und muss gegebenenfalls auch wieder verworfen werden.

Bei der Bezeichnung der Interviewten gibt es verschiedene Möglichkeiten: Zum Beispiel ein Pseudonym für Vorname und/oder Nachname oder eine anonyme Nummerierung. Bei der Entscheidung für ein System orientiert man sich am besten an den Konventionen der eigenen Disziplin sowie an denen des Forschungsfelds. In sozialen Kontexten, in denen es üblich ist, sich im alltäglichen Umgang zu duzen, ist es sinnvoll, die Befragten mit einem pseudonymen Vornamen zu bezeichnen. In einer Studie über junge Menschen in Subkulturen wäre eine Formulierung wie »Herr Yücel ist Schlagzeuger in einer Queercore-Band« irritierend. Taucht die Subjektkonstruktion dagegen in einer Studie über die sozialen Positionierungen von Lehrer*innen auf, wäre es unangemessen, nur den Vornamen zu nennen.

2.6 Subjektkonstruktionen validieren

Wenn die bis hier beschriebenen Schritte des Forschungsprozesses erfolgreich abgeschlossen sind, liegen als Zwischenergebnis die zentralen Subjektkonstruktionen der für das Forschungsprojekt befragten Personen vor. Bevor es mit der Analyse weitergeht, kann dieser Punkt genutzt werden für einen Moment des Innehaltens und der kritischen Reflexion darüber, ob die formulierten Subjektkonstruktionen den Interviewpartner*innen gerecht werden. Würden sie sich darin wiederfinden oder stattdessen denken: ›Schön und gut, aber mit mir hat das nichts zu tun!‹ Dann wäre das Ziel verfehlt, die Selbstpositionierung der Befragten einzufangen. Mit Blick auf den subjektwissenschaftlichen Anspruch des Intersektionalen Mehrebenenansatzes, auf den wir in Kapitel 3 noch ausführlich eingehen werden, ist es sinnvoll, an dieser Stelle eine Rückkopplung mit den Befragten einzubauen und diese dadurch zu einem gewissen Grad als Mitforschende einzubeziehen. Die Befragten werden gebeten, sich mit den Subjektkonstruktionen zu beschäftigen und zurückzumelden, ob sie sich darin wiedererkennen können. Diese Art der Vergewisserung über die Gültigkeit der eigenen Interpretationsergebnisse wird als kommunikative Validierung bezeichnet (Lamnek 2010: 139). Es wird überprüft, ob die Befragten ihre Subjektkonstruktionen als ihre Selbstpositionierungen bestätigen. So kann Sicherheit darüber hergestellt werden, dass das Zwischenergebnis, mit dem weitergearbeitet wird, der Sichtweise der jeweils Interviewten entspricht (Hausotter 2018: 90). Darüber hinaus hat die kommunikative Validierung eine forschungsethische Dimension: Forscher*innen und Befragte bleiben durch diesen Schritt in Kontakt. Die Forschenden übermitteln Zwischenergebnisse und signalisieren dadurch, weiterhin ansprechbar zu sein. Zudem wird die Form, die die Einzelfallanalyse im Forschungsprojekt hat, für die Befragten transparent. Die Interviewten können auf diese Weise besser einschätzen, was mit ihrem Interview passiert. Dies ist auch im Sinne der informationellen Selbstbestimmung ein wichtiger forschungsethischer Aspekt.

Zur Vorbereitung dieses Schritts ist es erstens wichtig, die Befragten vorab, z.B. im Zuge des Interviews, darum zu bitten, sie zum Zwecke der Überprüfung der Auswertung später noch einmal kontaktieren zu dürfen. Dafür sollte auch ein (möglichst realistischer) Zeitrahmen genannt werden. Zweitens muss die Analyse der Subjektkonstruktionen schriftlich in einer Form vorliegen, mit der die Befragten etwas anfangen können. Der formulierte Text muss aussagekräftig sein und vermitteln, dass die dargestellten Subjektkonstruktionen aus dem Interview hervorgegangen sind, darf aber nicht zu lang sein, damit die Befragten die Möglichkeit haben, den Text aufmerksam zu lesen. Er sollte außerdem sprachlich so formuliert sein, dass die interviewten Personen den Text verstehen können. Dies sollte kein Problem sein, wenn die Subjektkonstruktionen tatsächlich mit den Worten der Befragten formuliert worden sind und keine theoriegeleiteten Abstraktionen und Interpretationen der Forschenden enthalten. Hausotter (2018) hat die Dokumente, die den Befragten vorgelegt wurden, im Anhang ihrer Dissertation veröffentlicht. Sie enthalten jeweils eine Kurzbeschreibung der Person anhand soziodemografischer Daten, alle Subjektkonstruktionen sowie eine vertiefende Darstellung der Subjektkonstruktionen mit Zitaten aus den Interviews. Diese Texte wurden den Interviewten per E-Mail zugeschickt, verbunden mit der Bitte darum, zurückzumelden, ob die Auswertung ihrer Sichtweise zum Interviewzeitpunkt entspricht und ob sie weitere Anmerkungen machen möchten. Je nach Forschungsprojekt bietet es sich an, diesen Austausch per E-Mail, am Telefon oder in einem persönlichen Gespräch durchzuführen.

Der Schritt der kommunikativen Validierung der Subjektkonstruktionen ist für die meisten Forschenden mit Unsicherheit verbunden. Vom Forschungsprojekt hängt viel ab: die Qualifikationsarbeit, das gelingende Projekt als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in, die nächsten Publikationen. Deshalb begeben sich viele nur ungern in die Abhängigkeit der Beforschten. Zu groß ist die Angst, dass einer*m das Projekt um die Ohren fliegt. Wir möchten hier dazu anzuregen, mutig zu sein. Die kommunikative Validierung beinhaltet, Macht an die

Befragten abzugeben. Auf diese Weise wird der Forschungsprozess ›gerechter‹: Die Befragten geben nicht nur, sie bekommen auch etwas zurück und haben die Möglichkeit, sich einzubringen und Nein zu sagen. Die Forschenden haben die Verantwortung, mit den Reaktionen umzugehen, und gewinnen dadurch eine größere Sicherheit für die weitere Arbeit mit den Subjektkonstruktionen.

Die Rückmeldungen in Hausotters Projekt ergaben, dass sich die meisten Befragten gut in der Analyse wiedererkennen konnten. Die Befragten nutzten die Gelegenheit aber auch, um Korrekturen vorzunehmen, Zuspitzungen zu verwerfen oder anzuregen und eine weitergehende Anonymisierung einzufordern (ausführlich siehe Hausotter 2018: 85–87). Hier handelte es sich durchgehend um Korrekturen, deren Umsetzung methodologisch keine Fragen aufwarfen, da sie die Subjektkonstruktionen nicht maßgeblich veränderten, sondern nur dazu beitrugen, dass die Interviewpartner*innen sich in der Formulierung wiederfinden. Es können sich aber auch Fälle ergeben, die eine methodologische Reflexion erfordern. Davon berichtet Raab (2019: 120ff.). In einem Fall wurde auf Wunsch einer interviewten Person eine Subjektkonstruktion geändert, da diese einem zum Interviewzeitpunkt virulenten Konflikt entsprungen sei und nicht die eigentliche Sichtweise der Person wiedergebe. Raabs methodologische Begründung für die Änderung der Subjektkonstruktion entspricht den Prämissen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse: Es geht nicht um das Aufdecken von Unterbewusstem, das für die Forschenden greifbar wird, weil sich die Beforschten »sozusagen verplappern« (ebd.: 122), sondern um Selbstpositionierungen, mit denen Menschen sich langfristig identifizieren. Als zweiten problematischen Fall beschreibt Raab die Forderung einer interviewten Person, die Subjektkonstruktionen in Richtung des sozial Erwünschten zu ändern, z.B. durch das Weglassen eines im Interview thematisierten rechtswidrigen Verhaltens. Hier sieht Raab einen nicht auflösbaren Konflikt zwischen Forschungsethik und kritischem Anspruch, den er bearbeitet, indem er diese konkrete Subjektkonstruktion ändert, aber bei der Würdigung der Ergebnisse hervorhebt, dass sich vermutlich im Sample mehr il-

legale Praxen finden, als die veröffentlichten Ergebnisse zeigen (ebd.: 122f.). Der dritte Fall entspringt daraus, dass die Subjektkonstruktionen Widersprüche zwischen eigenen Wünschen oder Idealen und den eigenen Praxen offenbaren können. Mit diesem sichtbar gewordenen Widerspruch konnte sich eine von Raab interviewte Person nicht abfinden. Deshalb musste das Interview aus der weiteren Auswertung ausgeschlossen werden (ebd.: 123f.).

2.7 Subjektkonstruktionen verallgemeinern

Nachdem Subjektkonstruktionen induktiv aus den einzelnen Interviews herausgearbeitet wurden, geht es im nächsten Schritt darum, sie auf den gesellschaftlichen Kontext zu beziehen. In diesem Schritt findet methodologisch gesprochen eine Generalisierung statt. Das heißt, dass die Analyse nicht mehr darauf zielt, Aussagen über Einzelfälle zu treffen, sondern über gesellschaftliche Zusammenhänge und Muster. In der quantitativen Forschung bedeutet Verallgemeinerung, durch repräsentative Stichproben und standardisierte Datenerhebungsverfahren, Verteilungen und Häufigkeiten einer Stichprobe auf eine Grundgesamtheit zu übertragen. Qualitative Forschungsansätze verfolgen ein anderes Ziel. Ihr Augenmerk liegt darauf, mittels offener Erhebungsverfahren und durch den Vergleich von Einzelfällen Erkenntnisse über wesentliche und typische Zusammenhänge zu generieren. Um welche Zusammenhänge es dabei geht, hängt vom Thema und der Forschungsfrage ab (vgl. Lamnek 2010: 163).

Vor der vertiefenden Recherche zu den symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen, die für die Selbstpositionierungen der Menschen im Forschungsfeld bedeutend sind, kann es sinnvoll sein, die Einzelfälle zunächst weiter zu verdichten. Das Vorgehen hängt hier wieder sehr vom Umfang des Forschungsprojekts, der Forschungsfrage und der theoretischen Rahmung ab. Grob lassen sich drei Vorgehensweisen unterscheiden, wobei die Unterscheidung zwischen induktiv und deduktiv auch hier wieder eine analytische Trennung

ist, um methodologische Strategien voneinander zu unterscheiden. Es kann Mischformen geben. Die drei Vorgehensweisen sind erstens die induktive Typenbildung aus den Subjektkonstruktionen (2.9.1), zweitens die deduktive Verdichtung der Subjektkonstruktionen anhand von theoretischen Konzepten (2.9.2) und drittens die vergleichende Analyse von Einzelfällen (2.9.3).

2.7.1 Induktive Typenbildung

Typen sind erst einmal nichts weiter als Gruppen von Einzelfällen. Dabei sind sich die Fälle innerhalb einer Gruppe möglichst ähnlich, während sich die Gruppen aufgrund ihrer Charakteristika möglichst deutlich unterscheiden. Eine Typologie zeichnet sich dadurch aus, dass alle Typen anhand der gleichen Vergleichsdimensionen gebildet werden. Gemäß dem Anspruch qualitativer Forschung sind Typen dabei insofern repräsentativ, als sie kollektiv geteilte Sichtweisen, Deutungs- und Handlungsmuster abbilden, die für eine zu bestimmende soziale Gruppe typisch sind (Lamnek 2010: 166). In der Typenbildung erfolgt eine analytische Verdichtung der Daten, die durch die Auswahl der Vergleichsdimension auf die Beantwortung einer Forschungsfrage hinführt.

Für die Bestimmung der Vergleichsdimensionen gibt es keine formalen Vorgaben. Sie müssen theoretisch schlüssig sein und den vorhandenen Daten entsprechen. Individuen können ebenso typisiert werden wie soziale Einheiten, etwa Familien. Es können aber statt Personen auch Ereignisse, Handlungen und vieles andere mehr miteinander verglichen werden. Bei der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ist im Falle einer Typenbildung ausdrücklich darauf zu achten, soziale Differenzkategorien bzw. soziodemografische Daten *nicht* a priori als Vergleichsmerkmale heranzuziehen, sondern erst anhand der Typenbildung zu prüfen, »inwieweit diese vergeschlechtlicht, ethnisiert etc. sind« (Winker/Degele 2009: 91). Wenn z.B. die Bedeutung des Alters für die Selbstbilder von Rockmusiker*innen analysiert werden soll, dann würde das bedeuten, die per Subjektkonstruktionen

erhobenen Selbstbilder nicht entlang einer Vergleichsdimension wie Altersgruppen zu typisieren. Stattdessen würde geprüft, ob und wie die befragten Musikerinnen in ihren Subjektkonstruktionen auf das Alter Bezug nehmen. Erst nach der Typenbildung würde geprüft werden, ob es eine alterstypische Verteilung von Personen in den Typen gibt oder ob es etwa einen Typ gibt, für den Älterwerden ein besonders wichtiges Thema ist.

Sehr verbreitet ist im deutschsprachigen Raum die Methode der empirisch fundierten Typenbildung nach Udo Kelle und Susann Kluge (vgl. Kluge 1999; Kelle/Kluge 2010). Diese Art der Typenbildung ist insofern stark empirisch ausgerichtet, als zum Vergleich der Fälle nicht nur theoretische, sondern zusätzlich auch oder ausschließlich empirische Dimensionen berücksichtigt werden. Durch die empirische Fundierung entstehen Realtypen, die »im Gegensatz zu idealtypischen Konstrukten als solche faktisch gegeben, d.h. eben nicht nur ideell, sondern in der Realität tatsächlich vorhanden und vorfindbar sind« (Lamnek 2010: 206).

Die von Kelle und Kluge beschriebene Vorgehensweise hat vier Schritte: 1. Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen aus dem empirischen Material, 2. Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten, 3. Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge und Typenbildung. Die ersten drei Schritte sind als iterativer Prozess angelegt, der so lange wiederholt wird, bis sich plausible Typen benennen lassen, die das gesamte Sample abbilden und zur Beantwortung der Forschungsfragen taugen. Wenn alle möglichen und sinnvollen Typen aus dem vorliegenden Sample herausgearbeitet worden sind, erfolgt 4. die Charakterisierung der gebildeten Typen (Kelle/Kluge 2010: 91).

Im Rahmen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse haben sich die Subjektkonstruktionen als tragfähige Grundlage für eine Typenbildung erwiesen, gerade weil sie bereits eine erste analytische Verdichtung der einzelnen Interviews darstellen. Die Subjektkonstruktionen bilden ab, welche Aspekte des jeweiligen Themas für die Interviewten von solcher Relevanz sind, dass sie in ihre Selbstpositionierungen ein-

fließen. Durch die zugrunde liegende Analyse von Wechselwirkungen zwischen den Identitätskonstruktionen und der Bezugnahme auf symbolische Repräsentationen und soziale Strukturen enthalten die Subjektkonstruktionen außerdem bereits Deutungsmuster und können somit als Richtschnur für die Bestimmung von Vergleichsdimensionen dienen. Die Subjektkonstruktionen für eine Typenbildung heranzuziehen, heißt dabei nicht notwendigerweise, dass daraus Subjekttypen gebildet werden müssen. Genauso sind Typen von Handlungen, von Problematisierungsweisen und viele andere Zugänge denkbar. Wenn es beispielsweise um ein Forschungsthema im Bereich der Chancengleichheit beim Übergang von der Ausbildung in den Beruf geht, könnten je nach Forschungsfrage Typen von Hürden, Typen von Einstellungen zu Beruf und Karriere, Typen von Ausbildungszufriedenheit und Ähnliches gebildet werden.

Es bietet sich in den meisten Fällen an, die Vergleichsdimensionen aus den Forschungsfragen zu generieren. Hausotter (2018) orientiert die Typenbildung sehr eng an der Forschungsfrage und wählt als Vergleichsdimensionen erstens die zentralen Interessen der Befragten und zweitens die Vereinbarungspraxis von Lebensbereichen. Dadurch erlaubt die Typenbildung eine empirisch fundierte Aussage darüber, welche Wünsche für die untersuchte Gruppe, hier sind es junge Ingenieur*innen, subjektiv von einer solchen Bedeutung sind, dass sie sie als Interessen artikulieren, und inwiefern den Interviewten eine Realisierung dieser Interessen möglich ist bzw. wo sie Probleme und Konflikte im Zusammenhang mit der Verfolgung ihrer Interessen erleben (ebd.: 80). Ein anderes Beispiel, in dem ebenfalls Subjekttypen gebildet wurden, ist die vergleichende Studie von Kotevska et al. (2016) zum Sozialhilfesystem in Bosnien-Herzegowina und Mazedonien. Dabei wurde zuerst eine für jeden Fall zentrale Subjektkonstruktion identifiziert und dann entlang von zwei Dimensionen geclustert, die aus den Forschungsfragen generiert wurden: die von den Interviewpartner*innen formulierten Bedarfe nach sozialstaatlicher Unterstützung und ihre Bewältigungsstrategien im Umgang mit sozialen Problemen (ebd.: 51). Die Vergleichsdimensionen werden bei diesem Vorgehen aus

den Forschungsfragen abgeleitet. Allerdings werden die Ausprägungen aus dem Material gewonnen. Insofern sprechen wir hier von induktiver Typenbildung.

Raab (2019) hat in seiner Arbeit zu Fürsorge in nicht-monogamen Beziehungen die Beziehungsnetzwerke der Interviewten typisiert. Dazu hat er zuerst die subjektive Sicht auf die Netzwerke erhoben, indem die Interviewten die Netzwerke mit Spielfiguren aufgestellt und anhand dessen die Intensität und Richtung der Fürsorge zwischen den verschiedenen Personen des Netzwerks erläutert haben. Auf dieser Grundlage hat Raab »ego-zentrierte Netzwerke« nach Rainer Diaz-Bone (1997) beschrieben, die ergänzend in die Subjektkonstruktionen eingeflossen sind (Raab 2019: 108ff.). Aus den Netzwerkanalysen hat Raab Typen gebildet. Die drei Vergleichsdimensionen – »Volumen und Zusammensetzung kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals, Umfang und Art von Care-Praxen sowie die normative Orientierung in Bezug auf Care« (ebd.: 116f., 128) – hat er aus den empirischen Daten gewonnen.

2.7.2 Deduktive Verdichtung

Je höher die Zahl der Fälle und der Subjektkonstruktionen ist, desto wichtiger ist eine Verdichtung vor der vertiefenden Analyse. Anstelle von empirisch-induktiv gebildeten Typen kann eine Verdichtung aber auch stärker deduktiv an theoretischen Vergleichsdimensionen ausgerichtet sein. Ganz (2018) hat 170 Subjektkonstruktionen aus zwölf Interviews mit Aktivist*innen der Netzbewegung gebildet. Die Verdichtung erfolgte als eine Sortierung der Subjektkonstruktionen nach Themen wie netzpolitische Forderungen, Gegner*innen der Netzbewegung, individuelle Rolle in der Bewegung, Stellenwert des Aktivismus im eigenen Alltag usw. (ebd.: 121). Die so gruppierten Subjektkonstruktionen nahm Ganz als Ausgangspunkt für eine hegemonietheoretisch ausgerichtete Diskursanalyse der Netzbewegung, bei der der Fokus auf der Analyse der sozialen Positionierung der Aktivist*innen lag.

2.7.3 Vergleichende Analyse von Einzelfällen

Schrader (2013) hat acht Interviews analysiert und die Typenbildung erst als abschließenden Auswertungsschritt vorgenommen. Dieses Vorgehen hängt mit dem theoretischen Verständnis von Handlungsfähigkeit zusammen, welches Schrader zugrunde legt. Sie vertieft zuerst fallübergreifend die Bezüge zu den sozialen Strukturen und den symbolischen Repräsentationen, um daran anschließend für jeden Einzelfall die Verwobenheit von Handlungsfähigkeit und Widersetzung zu analysieren und diese dann zu Typen zu verdichten (ebd.: 184).

Gerade bei kleineren Fallzahlen kann es auch sinnvoll sein, die Einzelfälle vertiefend zu analysieren. Nicole Langsdorff und (2012) und Donja Amirpur (2016) nehmen diese Vertiefung direkt im Rahmen der Analyse der Einzelfälle vor. Beide Arbeiten sind dabei auch insofern eine Ausnahme, als die Analyse der Einzelfälle nicht als Herausarbeitung von Subjektkonstruktionen erfolgt, sondern einzel- bzw. familienbiografisch ausgerichtet ist. Langsdorff (2012) hat die vertiefende Analyse als Teil von zehn einzelbiografischen Fallrekonstruktionen durchgeführt und keine Typen gebildet. Ähnlich dient bei Amirpur (2016) die Analyse der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Differenzkategorien und Ebenen dazu, elf themenzentrierte Familiengeschichten herauszuarbeiten und die vertiefende Analyse der sozialstrukturellen und symbolischen Gesellschaftsbezüge erfolgt anhand der einzelnen Familiengeschichten.

Welchen Weg man bei der Verdichtung der Subjektkonstruktionen wählt, hängt also von der Fragestellung, von theoretischen Vorannahmen wie etwa denen des Konzepts der Handlungsfähigkeit und schließlich auch davon ab, ob die Intersektionale Mehrebenenanalyse im Forschungsprojekt mit anderen Analyseformen verbunden wird. In jedem Fall aber muss der Übergang von der Analyse einzelner Fälle hin zur übergreifenden Analyse gesellschaftlicher Positionierungen im Forschungsfeld bewusst vollzogen und methodisch reflektiert werden.

2.8 Soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen vertiefen

An dieser Stelle kommen wir zur Zusammenführung von induktiven und deduktiven Erkenntnissen. In den nun anstehenden Schritten der Intersektionalen Mehrebenenanalyse liegt der Fokus auf den sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen, also dem gesellschaftlichen Rahmen, in dem die Subjektkonstruktionen artikuliert wurden. Durch diese »Analyse der Wechselwirkungen zwischen zentralen Subjektkonstruktionen und den wirkmächtigen symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen lässt sich die soziale Positionierung von Personen [...] bzw. auch einer zusammengehörenden Gruppe bestimmen« (Winker 2012: 22). Dies verspricht Erkenntnisse sowohl über die soziale Zugehörigkeit und Verortung von Akteur*innen als auch über die Bedeutung von Ungleichheitsdimensionen im untersuchten Feld (Degele 2013: 17f.).

Hier kommt das gesamte theoretische Vorwissen ins Spiel, das Forschende über ihren Gegenstand mitbringen bzw. sich angeeignet haben. Welche aktuellen Dynamiken in gesellschaftlichen Diskursen oder in der politischen Steuerung zeigt das empirische Material? Welche gesellschaftlichen Strukturierungen etwa von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit, Familie, Bildung, Gesundheitswesen, Sozial- oder Aufenthaltsrecht prägen das Leben der Menschen im ausgewählten Feld? Welche hegemonial verankerten Normen stützen diese Strukturen? Wo bilden sich gegenhegemoniale Diskurse heraus, die den Status quo herausfordern? Welche Rolle spielen Heteronormativismen, Rassismen, Bodyismen und Klassismen im Forschungsfeld? Ergänzt wird dieses Wissen durch spezifische Recherchen, die von den in den Interviews vorgefundenen – und mittlerweile zu Subjektkonstruktionen und eventuell zu Typen verdichteten – Aussagen über die Positionierung einzelner Personen oder Realgruppen im Feld ausgehen.

Charakteristisch für diesen Schritt im Forschungsprozess ist das Zusammenspiel von Vertiefung und Gewichtung. Zum einen wird den im empirischen Material vorfindlichen Hinweisen auf soziale Struk-

turen, symbolische Repräsentationen und Wechselwirkungen zwischen beiden nachgegangen. Zum anderen muss entschieden werden, welche dieser Spuren für die Analyse von besonderem Gewicht sind. Denn sozialwissenschaftliche Analyse ist nie ein Abbild der vollständigen Komplexität und Vielfalt der gesellschaftlichen Realität, sondern immer eine gewichtete Auswahl bestimmter Aspekte, die in einem wissenschaftlichen Text unter Bezugnahme auf Theorien, Methoden und den Forschungsstand narrativ verdichtet und dargestellt werden.

Die Spuren, denen dabei gefolgt wird, können entweder Aussagen über und Verweise auf den gesellschaftlichen Kontext sein, die von den Interviewten gemacht werden, oder aber Nicht-Benennungen bzw. Leerstellen, denn oft sind es gerade die Verhältnisse und Positionierungen, von denen Menschen profitieren, die unmarkiert bleiben (Winker/Degele 2009: 92, 124). Dem Gesagten nachzugehen bedeutet, dem induktiven Prinzip zu folgen und somit sicherzustellen, dass diejenigen Aspekte betrachtet werden, die für die sozialen Praxen der Interviewten aus ihrer Sicht von großer Bedeutung sind. Dies wird mit einem deduktiven Vorgehen verbunden, indem ebenso diejenigen Aspekte Aufmerksamkeit erhalten, welche in den Interviews *nicht* benannt werden. Es gibt mehrere Anhaltspunkte, um diese Leerstellen zu erkennen: Widersprüche innerhalb eines Interviews können uns zu Themen führen, die relevant, aber womöglich nicht einfach zu besprechen sind. Ein Vergleich der Themen, die in den verschiedenen Fällen zur Sprache kommen, lässt möglicherweise Muster erkennen, welche Themen und Zusammenhänge von wem behandelt oder vernachlässigt werden. Außerdem bringt der Abgleich mit den deduktiv begründeten Strukturkategorien und mit der Analyse symbolischer Repräsentationen aus der Perspektive der Forschenden Hinweise auf Leerstellen in den Erzählungen der Interviewten (Degele 2013: 152–158, 192–197).

Beim Umgang mit den drei Analyseebenen ist drauf zu achten, ob sie gerade in einer theoretischen oder einer methodologisch-empirischen Weise verstanden werden (vgl. auch Abschnitt 1.2). Interviewpersonen sprechen nicht in den Kategorien der Sozialforschung über soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen, sondern sie

sprechen über konkrete Sachverhalte, Erlebnisse, Vorstellungen usw. So wird von den Interviewten beispielsweise konkret darüber berichtet, wie sie als Berufstätige die Pflege für unterstützungsbedürftige Angehörige organisieren. Sie erzählen, wie ihre Schullaufbahn durch die Vorgaben des Schulsystems, Empfehlungen von Lehrkräften und das Einwirken der Eltern geprägt wurde. Oder sie teilen ihre Wut darüber, dass sie bei der Wohnungssuche immer wieder auf Probleme gestoßen sind. In der hier besprochenen Vertiefung geht es darum, diese Logik des Erlebens und der Praxen mit gesellschaftstheoretischen Deutungen zu vermitteln.

Um es am Beispiel der Studie von Schrader zu drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen verdeutlichen: Bei der Analyse struktureller Herrschaftsverhältnisse vertieft sie ausgehend von den Themen, die in allen analysierten Fällen eine wichtige Rolle für die Subjektkonstruktionen spielen, elf Aspekte – darunter die Reglementierungen und Regulierungen von Subalternen, Gesetze und Verordnungen zu Drogenkonsum und Sexarbeit sowie die Arbeitsbedingungen im Sexgewerbe (Schrader 2013: 267–307). Bei der vertiefenden Analyse der symbolischen Repräsentationen verlässt sie die Logik der Selbstpositionierungen der Interviewten und analysiert über den Deutungshorizont der Interviewtexte hinaus die gesellschaftlichen Diskurse, Episteme, Anrufungen, Stereotype, Normen, Werte und Ideologien, die für die interviewten Sexarbeiterinnen von Bedeutung sind – hier sind es sieben Themen, darunter die hegemonialen Diskurse zu Normalität und Risiko, das Stereotyp der Hure, Ideologien der Eigenverantwortung und rassistische Stereotype (ebd.: 308–328).

Das Beispiel zeigt, dass an dieser Stelle das Wissen der Forschenden über Rassismen, Heteronormativismen, Klassismen und Bodyismen einfließt. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse zielt an dieser Stelle darauf ab, herauszuarbeiten, wie sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse konkret auf die gesellschaftliche Positionierung von Subjekten auswirken und welche Wechselwirkungen zwischen ihnen bestehen. Dazu wird an dieser Stelle den Hinweisen aus den Interviews nachgegangen, indem theoretisches Wissen, Struktur-

daten und vertiefende Analysen mit den Selbstpositionierungen verknüpft werden. Wenn man dabei nicht von vornherein entlang von soziodemografischen Merkmalen clustert – also z.B. alle weißen heterosexuellen Männer einer Gruppe zuordnet –, sondern mit Typen von Subjektkonstruktionen weiterarbeitet, werden hier aussagekräftige Ergebnisse darüber möglich, wie Heteronormativismen, Klassismen, Ableismen und Rassismen sich konkret im Alltag von Menschen auswirken.

Die Reihenfolge der Schritte sechs (soziale Strukturen vertiefen) und sieben (symbolische Repräsentationen vertiefen) ist grundsätzlich variabel und sollte dem jeweiligen Forschungsziel entsprechen. Winker und Degele finden es am einfachsten, »zunächst handfeste Strukturen, d.h. in Gesetzen, Verordnungen und Institutionen materialisierte Praxen, zu untersuchen und uns danach mit der Vielfalt ideologischer Konstruktionen auseinanderzusetzen. Es mag allerdings auch gute Argumente für das Vorziehen der Repräsentationsebene geben.« (Winker/Degele 2009: 91f.) Aus unserer Sicht müssen es auch nicht zwingend zwei streng getrennte Arbeitsschritte sein, in denen erst alle sozialen Strukturen und dann alle symbolischen Repräsentationen vertiefend analysiert werden. Da die analytische Trennung der drei Ebenen der Identitätskonstruktionen, symbolischen Repräsentationen und sozialen Strukturen in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse dazu dient, empirisch gerade die dynamischen Wechselwirkungen und Widersprüche zwischen den Ebenen zu analysieren, können diese zwei Schritte auch zusammengezogen werden.

Insgesamt besteht die Herausforderung dieser Arbeitsphase der Intersektionalen Mehrebenenanalyse darin, ein eigenes Vorgehen zu entwickeln, das zum jeweiligen Vorhaben passt. Entscheidungen über die Umsetzung der Schritte sechs und sieben sind sehr gegenstandsbezogen und selten sind Forschungsfragen so formuliert, dass nach den Wechselwirkungen von Herrschaftsverhältnissen in einem definierten Feld gefragt wird. Gängiger sind problemzentrierte Fragestellungen zu gesellschaftlichen Zusammenhängen. Oft bietet sich etwa ein problemzentrierter Zugang an, bei dem die Schritte sechs und

sieben sehr eng miteinander verflochten werden können. Ein Beispiel: In Interviews mit Pflegekräften sprechen viele über die Unzuverlässigkeit der Dienstplanung. Bei Recherchen wird man schnell darauf kommen, dass das Problem fehlender Zeitsouveränität durch das häufige »Aus-dem-Frei-Holen« bei Pflegekräften gang und gäbe ist und dass dies mit struktureller Personalknappheit in der Pflege zu tun hat. Nun ist es interessant zu betrachten, wie unterschiedliche Pflegekräfte damit umgehen: Sprechen sie darüber, dass es ein großes Problem ist, das viele Betriebe betrifft? Welche Verantwortung messen sie der eigenen Betriebsleitung bei? Sehen sie das zugrunde liegende Problem, den Personalmangel, als veränderbar an und in welcher Rolle sehen sie sich beim Erreichen einer politischen Veränderung? Wie positionieren sie sich gegenüber der betrieblichen Forderung nach Flexibilität und Überstunden? Auf welche ethischen, sozialen und politischen Werte nehmen sie Bezug, um Anpassung oder Widersetzung zu begründen? Wie wirken sich bei den einzelnen Faktoren wie Staatsbürgerschaft und Rassismuserfahrung auf den Umgang damit aus? Welche Rolle spielen die eigene gesundheitliche Verfassung, das Alter und finanzielle Ressourcen? Unterscheiden sich Umgangsweisen mit Blick auf Geschlecht oder den Familienstatus? Und wie interagieren diese Faktoren miteinander?

Dafür, wie die Schritte sechs und sieben umgesetzt werden, spielt es eine Rolle, ob in Schritt fünf eine Verdichtung der Subjektkonstruktionen zu Typen, Gruppen oder Clustern erfolgt ist. Wenn hier schon Verallgemeinerungen der Einzelfälle vorgenommen wurden, dann wurden dazu oft bereits auch deduktive Kategorien herangezogen, die sich aus der Themenstellung und den Forschungsfragen herleiten. Dies kann man zum Ausgangspunkt nehmen, um die in den jeweiligen Typen, Gruppen oder Clustern besonders relevanten sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen in einer weiteren Datenerhebung zu vertiefen. Ein Beispiel hierfür ist die Studie des European Policy Institute zu Sozialhilfesystemen in Bosnien-Herzegowina und Mazedonien (Kotevska 2016). Hier wurde eine Policy-Analyse auf der Ebene der sozialen Strukturen gemacht und Gruppendiskussio-

nen sowie Medienanalysen über die symbolischen Repräsentationen der untersuchten sozialen Gruppe der Sozialhilfeempfänger*innen durchgeführt.

In Degeles (2013) Studie über Diskriminierung im Fußball wurden Gruppen statt Einzelpersonen interviewt (zu Gruppendiskussionen vgl. Abschnitt 2.4.6). Zunächst wurden aus den Gruppendiskussionen die Formen der Ein- und Ausgrenzung in der Gemeinschaftsbildung von verschiedenen Fußballfangruppen analysiert. Diese wurden in den Schritten sechs und sieben mit eigenen Medienanalysen zur Fußballberichterstattung und mit strukturellen Daten zu Aspekten wie Einkommen von Spieler*innen, Sonderregeln im Frauenfußball und Trainer*innenausbildung abgeglichen.

In anderen Projekten geht es eher darum, die Subjektkonstruktionen oder die Typologie unter Hinzuziehung von Forschungsliteratur als unterschiedliche Formen der gesellschaftlichen Positionierung zu beschreiben. Die Voraussetzung dafür ist eine möglichst genaue Kenntnis des gesellschaftlichen Kontextes und seiner jeweils aktuellen Dynamiken. Die Umsetzung der Schritte sechs und sieben erfolgt dann meist nicht getrennt entlang der beiden Analyseebenen (soziale Strukturen und symbolische Repräsentationen), sondern inhaltlich entlang der Beantwortung der Forschungsfragen. In Raabs (2019) Arbeit wird das gesellschaftsverändernde Potenzial von nicht-monogamen Beziehungsnetzwerken diskutiert, indem die empirisch vorgefundenen Typen von Beziehungsnetzwerken zu theoretisch erarbeiteten Thesen über ihre Bedeutung für neoliberale Vergesellschaftungsweisen in Bezug gesetzt werden. In Hausotters (2018) Arbeit werden die in Interviews mit jungen Ingenieur*innen empirisch vorgefundenen Interessentypen vor dem Hintergrund von induktiv herausgearbeiteten Spannungsfeldern zwischen Lebenswünschen und Lebensbedingungen diskutiert, um verschiedene Facetten prekärer Privilegien aufzuzeigen.

Die vertiefende Analyse kann auch auf eine spätere abschließende Typenbildung zulaufen. Schraders (2013) Forschungsprojekt ist in der Sozialen Arbeit verortet und zielt darauf ab, Empowerment-An-

sätze zu entwickeln. Das gewählte Vorgehen leitet Schrader aus der Arbeitsthese ab, dass in den sozialen Praxen der untersuchten Gruppe der drogengebrauchenden Sexarbeiter*innen »subversive Akte und Widersetzungen enthalten sind, die Handlungsfähigkeit einerseits eröffnen und andererseits beschränken können« (Schrader 2012: 8). Um dies zu zeigen, vertieft sie anhand der Subjektkonstruktionen der Interviewten, wie zum einen Gesetze, Verordnungen und der ökonomische Verdrängungsdruck in bestimmten städtischen Quartieren und zum anderen hegemoniale Moralvorstellungen dauerhaft repräsentativ in ihrem Alltag wirken. Indem sie dies mit den subjektiven Widersetzungen der Interviewten zusammenbringt, die notwendigerweise Teil der unterschiedlichen Alltags- und Überlebensstrategien sind, erstellt sie nach der fallübergreifenden Vertiefung für jeden Einzelfall eine Beschreibung der Handlungsfähigkeit, aus denen sie abschließend Typen bildet.

In einem diskurs- und hegemonietheoretischen Rahmen ergeben sich nochmals andere Herausforderungen. Hier hängt die Vorgehensweise stark davon ab, welches Erkenntnisinteresse mit dem subjektorientierten Zugang des Intersektionalen Mehrebenenansatzes verknüpft ist. In der Forschungsarbeit von Ganz (2018) geht es um die Netzbewegung. Es handelt sich um eine Arbeit mit starken politikwissenschaftlichen Bezügen (Soziale Bewegungsforschung) und einem diskurstheoretischen Rahmen. Die Verwendung einer subjektorientierten empirischen Methodik ist hier zuerst einmal nicht naheliegend und wird entsprechend sowohl im Theorie- als auch im Methodenteil ausführlich begründet und erläutert. Ganz geht folgendermaßen vor: Aus den Subjektkonstruktionen zieht sie zentrale Themen der Netzbewegung, zu denen die Bewegungsakteur*innen kontroverse Positionen beziehen. Dies vertieft sie dann zu einer Diskursanalyse der Netzbewegung und arbeitet so heraus, welche Subjektpositionen im politischen Diskurs der Netzbewegung hegemonial und welche marginalisiert sind. Auf diese Weise wird deutlich, wie sich gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse in den politischen Diskurs einer sozialen Bewegung einschreiben. Noch einmal anders ist das Vorgehen von Ste-

fan Paulus (2012). Er verbindet eine regulationstheoretische Analyse des postfordistischen Geschlechterregimes mit einer Diskursanalyse von Regierungsmaßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie und einer Intersektionalen Mehrebenenanalyse, die dazu dient, die Mitwirkung von Arbeitnehmer*innen am neoliberalen Work-Life-Balance-Dispositiv aufzuzeigen.

Um für ein Forschungsvorhaben das geeignete Vorgehen für die vertiefende Analyse zu finden, kann die Beantwortung der folgenden Fragen helfen:

- Welche Erkenntnisse erwarte ich von der Analyse der gesellschaftlichen Positionierungen der Interviewten?
- Welchen Stellenwert haben Subjektkonstruktionen in meinem gesellschaftstheoretischen Bezugsrahmen?
- Für welche Art der Positionierung interessiere ich mich (Expert*innen, Aktivist*innen, Menschen in ihrem jeweiligen Alltag etc.)?

Die vielfältigen Wege, die Forschende mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse an dieser Stelle gehen, zeigen, dass in diesem Schritt besonders viel konzeptionelle Arbeit steckt. Der Schritt der vertieften Analyse und theoretischen Fokussierung sollte nicht unterschätzt werden. Er birgt den anspruchsvollsten Teil der empirischen Erkenntnisgewinnung. Das Acht-Schritte-Schema der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sollte also nicht als eine Handreichung missverstanden werden, deren Anwendung automatisch zu einem erfolgreichen Forschungsprojekt führt. Die Schritte dienen vielmehr dazu, empirisches Material zunächst gesellschaftstheoretisch begründet aufzubrechen, um bestimmte Muster zu erkennen, aus denen dann in einer strukturierten Auseinandersetzung mit Forschungsstand und Theorie neue Erkenntnisse gezogen werden können. An diesem Punkt der empirischen Analyse lassen sich die zentralen Ergebnisse der Forschungsarbeit deshalb oft zum ersten Mal greifen. Es wird klar, worauf die Arbeit ›hinauslaufen wird‹, und damit verbunden müssen wichtige

Entscheidungen darüber getroffen werden, was nun genauer analysiert wird und welche Spur nicht weiterverfolgt werden kann.

2.9 Gesellschaftliche Positionierungen und Handlungsfähigkeit analysieren

Nach der vertiefenden Analyse der gesellschaftlichen Bezüge erfolgt als letzter Schritt der empirischen Datenanalyse »die intersektionale Zusammenschau« (Winker/Degele 2009: 81). In der ersten Publikation zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse wird dazu ein Vorgehen vorgeschlagen, das stark vom intersektionalitätstheoretischen Rahmen ausgeht. Winker und Degele schlagen vor, auf der Grundlage der zuvor erfolgten vertiefenden Analyse die Wechselwirkungen der vier Herrschaftsverhältnisse zwischen jeweils zwei der Analyseebenen zu beschreiben (ebd.: 63ff.). Winker plädiert mittlerweile dafür, diesen Teil der Auswertung als Analyse von Handlungsfähigkeit zu verstehen und danach zu fragen, wie sich die Einzelnen oder soziale Gruppen an ihre Lebensbedingungen anpassen, wo sie sich Normen oder sozialen Strukturen widersetzen oder diese stützen. Im Sinne einer kritischen intersektionalen Forschung geht es hier auch darum, die Grenzen von individuellen Widersetzungen zu erkennen und die Notwendigkeit und vor allem konkrete Ansatzpunkte für gemeinschaftliches Handeln empirisch aufzuzeigen (Winker 2012: 23).

Um die Interviewten als Mitforschende einzubeziehen, kann es sich anbieten, diese Ergebnisse an die Interviewten zurückzumelden und mit ihnen zu diskutieren, bevor abschließende Schlussfolgerungen in Bezug auf die Forschungsfragen gezogen werden. Da hier bereits das Theorie- und Kontextwissen der Forschenden eingeflossen ist, kann diese Rückmeldung nicht als bloße kommunikative Validierung erfolgen, sondern ist ein offener, diskursiver Prozess. Es wird dann die Frage zu beantworten sein, wie die Ergebnisse in die eigenen Schlussfolgerungen aufgenommen werden. In den herausgearbeiteten sozialen Positionierungen wird die gesellschaftliche Bedeutung

individueller Praxen sichtbar. Dies mit den Interviewten und mit Akteur*innen im Feld zu diskutieren, bietet mit Sicherheit viel Potenzial für Projekte der Praxisforschung (vgl. Kap. 3).

Wie auch bei der zuvor erläuterten vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen, variiert das Vorgehen bei der Analyse der Handlungsfähigkeit je nach Projektziel und Fragestellung, und es leitet sich forschungslogisch jeweils stark aus den vorhergehenden Schritten ab. In jedem Fall kommt es darauf an, zu beschreiben, wie die untersuchten gesellschaftlichen Gruppen ihre Situation wahrnehmen, wie sie den gesellschaftlichen Kontext betrachten und welche Bedeutung verschiedenen Herrschaftsverhältnissen dabei zukommt. Durch die intersektionale Analyse werden vielfältige Positionierungen sichtbar. Und durch die Betrachtung der verschiedenen Analyseebenen sind Aussagen darüber möglich, wie sich Strukturen und Diskurse auf individuelle und kollektive Identitäten auswirken, wie Menschen die gesellschaftlichen Strukturen wahrnehmen, wie sich die untersuchten Individuen bzw. herausgearbeiteten Typen oder Gruppen zu hegemonialen Diskursen positionieren und ob bzw. inwieweit sie in ihren eigenen Normen und Werten mit diesen Diskursen übereinstimmen oder gegenhegemoniale Positionen einnehmen.

Eine Frage, die wir oft in Forschungswerkstätten und Kolloquien diskutiert haben, lautet: Wann und wie kommt Intersektionalität, also die Betrachtung der vier Herrschaftsverhältnisse in ihren vielfältigen Wechselverhältnissen ins Spiel? Grundsätzlich gilt, dass die deduktiv eingesetzten Kategorien (Klasse, Geschlecht, »Rasse« und Körper) erst zur vertiefenden Analyse der Subjektkonstruktionen herangezogen werden. Abgesehen davon lässt sich auch diese Frage nicht in Form einer Passepartout-Anleitung beantworten, sondern ist im Zusammenhang der jeweiligen Forschungsarbeit zu klären. Was wir aus den bisherigen Erfahrungen sagen können: Der konsequente Rückbezug auf die Herrschaftsverhältnisse ermöglicht es, die vorgefundenen sozialen Praxen nicht einfach in ihrer Vielfalt zu beschreiben, sondern sie auch auf Ungleichheit produzierende gesellschaftliche Bedingungen des Kapitalismus zu beziehen. Dabei ist es abhängig von Gegen-

stand und Erkenntnisziel, auf welchem Abstraktionsgrad die Analyse stattfindet.

Die Ergebnisse von Hausotter zeigen beispielsweise, dass die besonders von Prekarisierung betroffen Gruppen im Ingenieurberuf in sich intersektional bzw. mehrdimensional sind (Frauen im Ingenieurberuf sowie Eltern und Berufsanfänger*innen unter den hochqualifizierten Angestellten). In der Studie von Ganz (2018) zum politischen Diskurs der Netzbewegung wurde wiederum herausgearbeitet, wie in der Netzbewegung damit umgegangen wird, dass sie sich als Avantgarde positioniert, die sich für das allgemeine Interesse eines ›freien Internets‹ einsetzt, während der Zugang zur Bewegung aufgrund intersektionaler Privilegierung erfolgt.

Durch den Fokus auf die Erweiterung von Handlungsfähigkeit bringen Intersektionale Mehrebenenanalysen immer wieder den Blick auf notwendige Gesellschaftsveränderungen mit sich, ohne die eine wirkliche Verbesserung der Lebenssituation der Menschen, über die und mit denen man forscht, nicht zu erreichen ist. Dabei sind es in vielen Fällen nicht erst die Forschenden, die durch ihre Arbeit ein Bewusstsein für intersektionale Ungleichheiten eröffnen. Vielmehr schließen die wissenschaftlichen Ergebnisse wiederum an Diskurse im Feld an. Das wirft die Frage auf, unter welchen Bedingungen es gelingen kann, mit einem Forschungsprojekt einen tatsächlichen Beitrag zur Erweiterung von Handlungsfähigkeit im Sinne des kritisch-transformativen Selbstverständnisses von Intersektionalität zu leisten. Wie ein solches Projekt angegangen werden kann und welche Probleme sich im Forschungsalltag stellen, ist Gegenstand des folgenden Kapitels.

